
Berichte aus dem
Internationalen
Begegnungszentrum
der Wissenschaft
München e.V.
– Eine Auswahl
der Veranstaltungen

Berichte

2012

IBZ Internationales
Begegnungszentrum
der Wissenschaft
München e.V.

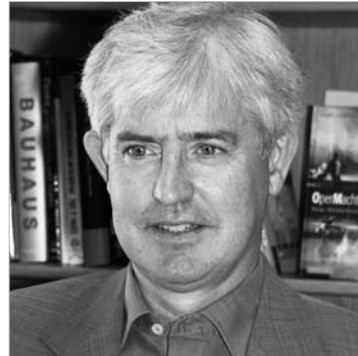
Inhalt

- 4** Vorwort
- 6** Tourismus als kultur- und literaturwissenschaftliches Thema
Prof. Annegret Heitmann
- 8** Merkmals and Mirages:
A Conference and Workshop
on Dating (Old) Tibetan Writing
Dr. Brandon Dotson, Dr. Lewis Doney
- 10** Projecting the Peace Process:
Kinofilme der 1990er- und 2000er-Jahre
über Nordirland
Daniel Becker, Prof. Katharina Rennhak
- 14** Chinas Außenpolitik
nach dem Führungswechsel
des 18. Parteitags der PK China
Christoph Weithas, Liding Zhang,
Nicki Weber
- 16** Musik zum Sehen
Horant H. Hohlfeld
- 18** Die Wahrnehmung der deutschen Politik
an der Kaiserlichen Universität Tokio
1905 – 1933. Sakuzo Yoshino und
Shinkichi Uesegi im Vergleich.
Prof. Hajime Konno
- 22** Der Mann ohne Eigenschaften – ein
ungelesenes (?) Meisterwerk
Franz Gustav Kollmann
- 26** Ein Leben für die Zoologie.
Die Reisen und Forschungen des
Johann Baptist Ritter von Spix
Prof. Klaus Schönitzer
- 28** Ein Münchner Nobelpreis,
der die Welt veränderte
Prof. Heinz Schulz
- 30** Das Gespür der Gletscher fürs Klima
frei nach „Fräulein Smillas Gespür
für Schnee“, Peter Høeg, 1992
Dr. Heidi Escher-Vetter
- 34** Ökologische Wasserkraftnutzung
in Bayern
Dr. Martin Grambow, Dr. Andrea Hübner
- 38** Händel in England
Prof. Hans Walter Gabler
- 44** Das II. Vatikanische Konzil.
Was hat es gebracht – was ist geblieben?
Prof. Peter Neuner
- 48** Was wissen wir von Goethe?
Prof. Rolf Selbmann

Kurz zusammengefasst...

- 52 Institutionenwandel
in post-sowjetischen Staaten
 - 53 Wozu normative politische Theorie?
 - 54 Graciáns Künste
 - 55 Workshop zur Psychoanalyse
und Neurowissenschaft
 - 56 Die Stadtbäche in München – heutige
Bedeutung und künftige Entwicklung
der Bäche in München
 - 57 Zuhause in den Höhlen Kappadokiens
Who would be a Poet Laureate?
 - 58 Reifungsprozesse von Psyche und Seele
 - 60 Impressum
-

Vorwort



Prof. Dr. Christopher Balme

Zu den Kernaufgaben des IBZ gehört die Förderung des wissenschaftlichen Austausches. Der Seminarraum in der Münchner Amalienstraße steht unseren Vereins-Mitgliedern zur Verfügung, damit sie wissenschaftliche Veranstaltungen in einem angemessenen und auch angenehmen Rahmen durchführen können. Der Inhalt des vorliegenden Heftes macht deutlich, dass das IBZ dieser Aufgabe in vollem Umfang nachkommt. Es wird die große Bandbreite an Veranstaltungen dokumentiert, die nicht nur die Vielfalt der Geistes-, Sozial-, und Naturwissenschaften zeigen, sondern auch die Pflege des internationalen Austausches verdeutlichen. Insgesamt sind hier ungefähr ein Dutzend Disziplinen vertreten, und die verschiedenen Vorträge und Symposien veranschaulichen, dass unterschiedliche Formen des wissen-

schaftlichen Austausches stattfinden. Damit werden auch andere Kreise erreicht, so dass das IBZ selbst als Begegnungsort nicht nur für die Wissenschaft, sondern ebenso für eine breitere Öffentlichkeit von Interesse ist. Das Jahr 2012 zeichnete sich vor allem durch die Vielfalt der wissenschaftlichen Disziplinen aus. Hochaktuelle Themen wie etwa die gemeinsam von der *AG Asien (LMU)* und dem *Jungen Forum der Gesellschaft für Außenpolitik* ausgerichtete Diskussion zu Chinas Außenpolitik nach dem Führungswechsel des 18. Parteitags der KP, stand neben einem Workshop zur Datierung alt-tibetanischer Handschriften. Der Asien-schwerpunkt setzte sich fort mit einem Vortrag zur Wahrnehmung der deutschen Politik an der Kaiserlichen Universität Tokio 1905–1933, gehalten durch einen Hausgast, *Prof. Dr. Hajime Konno*. Ein weiterer Beitrag zu einem hochaktuellen Thema befasste sich mit der ökologischen Wasserkraftnutzung in Bayern (*Dr. Martin Grambow*). Ökologisch akzentuiert war auch der Vortrag von *Dr. Heidi Escher-Vetter* (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Kommission für Erdmessung und Glaziologie) zum Thema ‚Das Gespür der Gletscher fürs Klima‘.

Prof. Dr. Peter Neuner thematisierte das Vermächtnis des II. Vatikanischen Konzils. Einen besonderen Schwerpunkt in diesem Jahr bildete die Literatur mit Vorträgen und Symposien zu so unterschiedlichen Themen wie „Tourismus als kultur- und literaturwissenschaftliches Thema“ (LMU), „Der Mann ohne Eigenschaften – ein ungelesenes (?) Meisterwerk“ (Residenz-kreis München) oder „Was wissen wir von Goethe?“ (Goethe-Gesellschaft München). Die Musik, eine zentrale Säule des IBZ, konnten die Zuhörer in zwei unterschiedlichen Beiträgen, nämlich „Musik zum Sehen“ (*Horant H. Hohlfeld*) sowie „Händel in England“ (*Hans Walter Gabler*) erleben.

Insgesamt haben sich die IBZ-Vorträge zu einer wichtigen und anregenden wissenschaftlichen Reihe entwickelt, die vor allem Themen außerhalb des engen wissenschaftlichen Rahmens aufgreifen und somit auch für ein Laien-Publikum präsentieren.

Ich konnte hier verständlicherweise nur einige Titel erwähnen; das Heft enthält viel mehr. Ich lade Sie dazu ein, die Berichte zu lesen und bin mir sicher, dass sich die Lektüre lohnen wird. Zum Kernprogramm des IBZ gehören natürlich seit langem hervorragende Konzerte, die sich nach wie vor großer Beliebtheit erfreuen. An dieser Stelle möchte ich nicht nur den Referenten und Organisatoren der einzelnen Veranstaltungen, sondern auch dem Team des IBZ danken. Mein besonderer Dank gilt den Mitgliedern des Programmkomitees und Frau *Sabine Mennella*, die das vorliegende Heft redaktionell betreut hat.

Juni 2013



Prof. Dr. Christopher Balme
Erster Vorsitzender

Tourismus als kultur- und literaturwissenschaftliches Thema

Die Thematik des Tourismus greift das kultur- und populärwissenschaftliche Interesse der beiden letzten Netzwerk-Tagungen (über das Jahr 1908 in Kopenhagen (2008) und über Populärkultur und Avantgarde in Köln (2010)) auf und führt es in eine thematisch neue Richtung. Die genuin kulturwissenschaftliche Thematik des Tourismus ist bislang von Literatur- und Medienwissenschaftlern wenig bearbeitet worden, die sich aber auf eine Reihe von verwandten Ansätzen und Disziplinen stützen können.

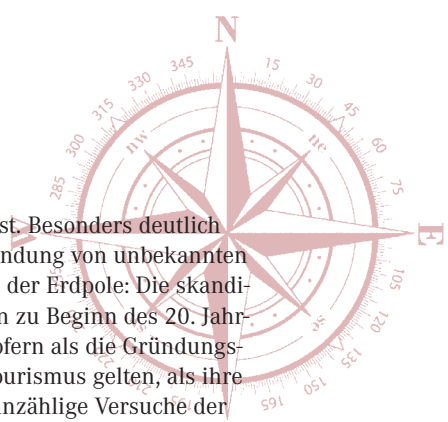
Während die eigentliche Tourismusforschung vor allem praxisorientiert ist (*Sørensen*), gibt es einige kulturwissenschaftlich relevante Ansätze, die die Zeichenhaftigkeit touristischen Erlebens betonen (*Culler, Urry*). Historiker stellen die Basisdaten der Tourismusentwicklung bereit (*Hachtmann*) und perspektivieren sie kritisch und sozialhistorisch (*Enzensberger, Spode*). Neue soziologische und ethnologische Ansätze arbeiten an einer Umwertung des Tourismus als pejorativem (abwertendem) Alteritätsdiskurs (*Wright*), was kulturwissenschaftlich noch fruchtbar zu machen wäre. Im Zeichen der Postkolonialismus- und Globalisierungsdebatten steht der Tourismus als eine der zeitgenössischen Formen von Mobilität auf der Tagesordnung (*Greenblatt*). Bezugspunkte stellen natürlich die aktuelle Reiseliteraturforschung, die auf

„space“ und „place“ („sted“) bezogenen Ansätze (*Mai/Ringgaard*) sowie kulturanalytische Arbeiten zur „emotionalen Geographie“ (*Knudsen*) dar.

Historisch steht dabei die Zeitspanne vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart im Zentrum. Vom transhistorisch nachweisbaren Reisenden unterscheidet sich der Tourist durch seine Zugehörigkeit zur technisierten Moderne (*Enzensberger*). Bestimmte touristische Erscheinungsformen lassen sich als Anfangsphänomene neuer Verkehrsmittel und technologischer Innovationen beschreiben: der erste Skilift, die erste Nordlandreise (die in der deutsch-skandinavischen Forschung bereits Interesse gefunden hat (*Büchten, Marschall*)).

Kanonisierte Texte der skandinavischen Literatur geben Anlass zu der Annahme, dass – besonders um 1900 – der „homo touristicus“ (*Spode*) als Repräsentant der Modernität auftritt. In der skandinavischen Literatur um 2000 wird der Tourist allerdings überwiegend aus ironisch-distanzierter Perspektive dargestellt, was auf eine Abkehr von den Konzeptionen der Moderne schließen lässt.

Von kulturwissenschaftlichem Interesse in diesem Zusammenhang könnte der von Georg Simmel entfaltete Begriff des Abenteurers sein, der die touristische Sehnsucht als eine Suche nach Ursprünglichkeit und dem Ausstieg aus



der Zeit verstehen lässt. Besonders deutlich wird das bei der Erkundung von unbekanntem Regionen im Umkreis der Erdpole: Die skandinavischen Polarhelden zu Beginn des 20. Jahrhunderts können insofern als die Gründungsväter des Abenteuerismus gelten, als ihre Expeditionsberichte unzählige Versuche der Nachahmung herausgefordert haben (*Goksoyr*). Zu verallgemeinern ist, dass sich gleichzeitig mit dem mit der Industrialisierung aufgekommenen Massentourismus eine touristische Gegenbewegung „off the beaten track“ etabliert hat (*Buzard*).

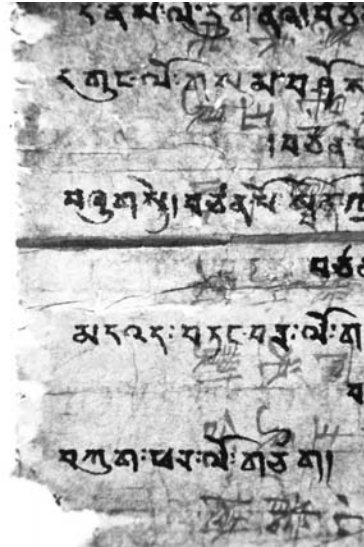
Methodologisch interessant sind weiterhin nicht zuletzt diverse mediale Strategien, derer sich nicht nur der Extremsport zur Beglaubigung bedient. Die mediale „Landnahme“ von bestimmten Zielorten und Regionen durch Beweismaterial in Schrift, Bild, Karten und Souvenirs stellt ein nicht zu vernachlässigendes und untersuchenswertes Charakteristikum des Tourismus dar (*Ott*). Die Überformung und Aneignung des als fremd und authentisch empfundenen durch Medien bezeugen das Streben nach Verstetigung der „Exklave des Lebenszusammenhangs“ (*Simmel*) und machen das Erlebte zum Zeichen seiner selbst.

Zusammenfassung:
Prof. Annegret Heitmann
Institut für Nordische Philologie
Ludwigs-Maximilians-Universität
München

Merkmals and Mirages A Conference and Workshop on Dating (Old) Tibetan Writing

Our project focuses on textual descriptions of early Tibetan kingship. These texts range from eighth-century CE royal inscriptions to manuscripts from the late tenth century, and we have been faced with the problem of dating this material. The team has developed methods for describing Tibetan writing and Tibetan documents with an eye to identifying features that can be used for dating them. These methods build on the work of generations of scholars working with Tibetan materials and with manuscripts more generally.

Since the 1980s, there has been a gratifying resurgence in the volume of scholarly activity on Old Tibetan, both inside Tibet and internationally. With this has come a realization that apart from a small group of inscriptions, wooden slips, and dated Dunhuang manuscripts, most of our sources are still undated, floating in time. Philologists have increasingly turned their hands to paleography in order to solve this problem. Yet scholars working alone, and without first developing a rigorous methodology, can often maintain idiosyncratic practices such that their claims and observations are not replicable or verifiable by others in the field. We strongly believe that our opinions concerning the dates of a given document or writing should not rely on (more or less informed) assumptions or solely on non-quantifiable assertions based on *connaissance*ship.



Detail of
Dunhuang
scroll,
viewed with
lightbox.
© Bibliothèque
Nationale
de France.

So we sought out others who share this view in order to lay down the groundwork for a new, more scientific study of Old Tibetan texts.

Our two-day conference and one-day workshop brought together such scholars from as far afield as Berkeley, California and Kobe, Japan. We presented original research and examined various proposals for dating the oldest Tibetan texts. The media covered included inscriptions, art, and manuscripts dating from the seventh to the sixteenth century. This provided a broad canvas on which to sketch the transformation of epigraphical and scribal practices in Tibet. *Stefan Baums*, lead researcher of the Buddhist Manuscripts from Gandhara project at the *Bavarian Academy of Social Sciences*, observed the conference and acted as a final respondent in order to place our work in the broader context of Central Asian (non-Tibetan) manuscripts.

In the workshop, we focused on specific merkmals put forward for dating Tibetan writing. The participants shared their opinions in brief presentations; but the emphasis was



Conference participants at the IBZ.

on debating the merkmals, and this led to numerous robust but good-natured exchanges. Everything was open to rigorous discussion, and the many insights and conclusions that resulted will no doubt enhance our respective researches, and allow us to gain a broader sense of this new and exciting field as we work together on international cooperative projects like *Old Tibetan Documents Online*.

Though the workshop was a closed session, serving to foster a relaxed atmosphere of dialogue between the participants, the conference was an open event and very well attended by professors and students alike.

Zusammenfassung:

Dr. Brandon Dotson,

Dr. Lewis Doney

Kingship and Religion in Tibet

Research Group

Ludwigs-Maximilians-Universität

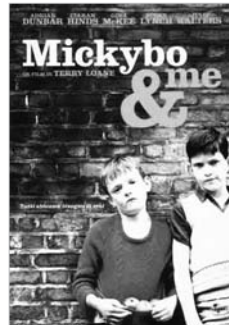
München

Projecting the Peace Process: Kinofilme der 1990er- und 2000er- Jahre über Nordirland

Im Kontext der Friedensforschung bezüglich des Nordirland-Konflikts beschäftigte sich der Vortrag von Frau Prof. Dr. Katharina Rennhak mit der medialen Projektion des Friedensprozesses in ausgewählten Filmen der letzten 20 Jahre. Dabei stand die kritische Auseinandersetzung mit aktuellen Thesen, wie sie etwa Greg McLaughlin und Stephen Baker in *The Propaganda of Peace: The Role of Media and Culture in the Northern Ireland Peace Process* (2010) vorgelegt haben, im Mittelpunkt.

McLaughlin und Baker argumentieren, dass sowohl Kriegs- als auch Friedenspropaganda als pangesellschaftliche, ideologie-getriebene Machtinstrumentarien zur Durchsetzung dominanter Ideologien zu verstehen sind. Bezogen auf Nordirland kritisieren sie, dass die Propagierung des Friedensprozesses auf einer radikalen Entpolitisierung der Öffentlichkeit beruht, welcher ein Rückzug ins Private als „Glücksrezept“ gegenübergestellt wird. Dieser Akt der Entpolitisierung, so die Autoren, steht im Dienste des globalen Kapitalismus. So werden vor allem Bilder des privat-familiären Wohlstandes erzeugt, welche durch Indikation konsumtiver Erfüllung eine Gleichsetzung von Frieden mit privatem Kapital implizieren und dadurch zur europäischen und globalen Integration Nordirlands beitragen. Die Gattung Film unterstützt diese Friedenspropaganda durch eine Fokussierung auf alltägliche Charaktere

sowie handlungsbezogene Portraits des persönlichen Rückzuges. Die politische Sphäre tritt hier oftmals in ein gegensätzliches Verhältnis zum privaten Menschen und wird als bedrohliches Element des privat-familiären Raumes inszeniert.



Filmplakat zu *Mickybo & Me*
Erscheinungsjahr: 2004
unter der Regie von Terry Loane

Als Beispiel führen die Autoren u.a. den Film *Mickybo & Me* (2004; Regie: Terry Loane) an. Durch die Fokussierung auf die Träume und Albernheiten der beiden Kind-Protagonisten sowie einer nur latenten Kennzeichnung des politischen Kontexts kommt es zu einer starken Entpolitisierung. Gleichzeitig propagiert der Film die Erfüllung eines Ideals der intakten Kleinfamilie und impliziert, dass Glück nur in einer mittelständischen Familie fernab des Politischen zu finden ist. Gemäß der oben genannten Kritik ist eine negative Wertung des Films durch die Autoren einleuchtend.

Doch genau in dieser eingeschränkten Sichtweise des nordirischen Friedensprozesses liegt laut *Rennhak* das Grundproblem der oben beschriebenen These. *McLaughlin* und *Baker* lehnen ihre Argumentation nur vage an *Habermas*' Theorie des kommunikativen Handelns und dessen Annahme einer öffentlichen Sphäre zur Aushandlung explizit politischer Fragen an, ohne dabei alternative politische Theorien zu berücksichtigen, was zwangsläufig die filmische Analyse mit einer starren ideologischen Implementierung versieht.



Filmstill aus *Mickybo & Me*

Dabei deutet *Mickybo & Me* auch auf anderen Wegen politische Veränderung an: Dem Publikum werden bekannte Erzählstrukturen (z.B. die Lausbubengeschichte, der Outlaw-Western) durch veränderte Besetzung mit Jungs aus verfeindeten Bevölkerungsgruppen leicht verwandelt präsentiert, wobei sentimentale Erzählstrategien die Rezipienten dazu anregen, sich ein gemeinsames Leben von Katholiken und Protestanten zumindest vorzustellen.



Filmstill aus *Mickybo & Me*

Ausgehend von neueren politischen (Performanz-) Theorien plädiert *Rennhak* daher für eine differenziertere Betrachtung selbst recht schematisch gestrickter Produkte der Unterhaltungsindustrie.

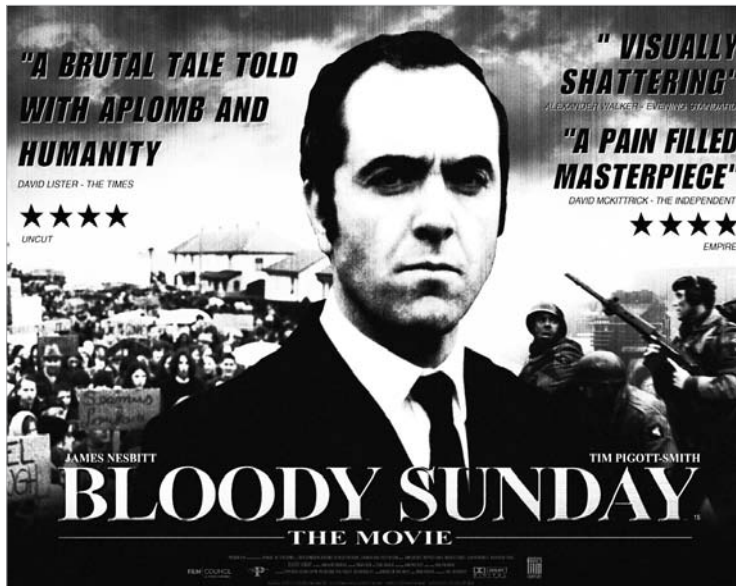


Filmstills aus *Some Mother's Son*
(1996; Regie: Terry George)

In *Some Mother's Son* (1996; Regie: Terry George), einem Film über das Schicksal zweier Mütter, deren Söhne in dem Hungerstreik 1981 involviert sind, sehen *McLaughlin* und *Baker* die gleichen Aspekte der Entpolitisierung und des pathetisch-emotionalen Rückzugs ins Familiär-Private gegeben, während *Rennhak*

die Ausdifferenzierung der Figuren (d.h. Individualisierung der Mütter entgegen einer Stereotypenbildung), sowie die ambivalente Nutzung von öffentlichen und privaten Räumen sowie die komplexe Ausgestaltung von Naturräumen (wie z.B. dem Strand) als eine Auflösung eben jener Dichotomie interpretiert. Krieg und Frieden werden so als Gebilde komplexer Interrelationen politisch-privater Motive gekennzeichnet.

Bloody Sunday (2002; Regie: Paul Greengrass) zeigt dies noch deutlicher: Die zwei love stories des Films implizieren zwar die Kraft des Privaten, Konflikte zu überwinden, artikulieren aber gleichzeitig die Unmöglichkeit einer Trennung vom politischen Kontext (z.B. scheitert eine Hochzeit an Konfessionskonflikten). Die Darstellung der zahlreichen Akteure im Film schafft es zudem, eine immense Komplexität an Figurenmotivationen zu etablieren,



oben: Filmstill aus *Bloody Sunday*

links:
Filmplakat zu *Bloody Sunday*
Erscheinungsjahr: 2002
unter der Regie
von Paul Greengrass

wodurch eine Interaktion verschiedener Ideologien als Basis des Friedensprozesses angenommen wird, ohne den privaten Rückzug zu propagieren.

Das Primat der Verhandlungsbereitschaft findet sich auch in einer Neu-Perspektivierung historischer Akteure, wie am Beispiel von *Micheal Collins* (1996; Regie: Neil Jordan) gezeigt wird. Hier, im politischen Kontext der Unabhängigkeit 1921, liegt der erzählende Brennpunkt auf *Collins*, der für Verhandlungsbereitschaft und Diplomatie steht. Ihm gegenüber wird *Eamon de Valera* – und seine No-Compromise Attitüde – als Antagonist stilisiert. Die Botschaft ist klar: (nord)irische Geschichte sollte als Weg der Diplomatie und nicht des Alleingangs gesehen werden.

Rennhaks Filmanalysen, die die Aufmerksamkeit auf überraschend ausdifferenzierte Figuren-Ebenen und geschickte Castings sowie ambivalente Raumkonstellationen lenken, zeigen so, dass die Darstellung des nordirischen Friedensprozesses im Unterhaltungsmedium Film weit vielseitiger und politisch sensibler ist, als dies etwa von *McLaughlin* und *Baker* angenommen wird.



Prof. Dr. Katharina Rennhak

Zusammenfassung:

Daniel Becker

Prof. Dr. Katharina Rennhak

Veranstalter:

Deutsch-Britische Gesellschaft

München

Chinas Außenpolitik nach dem Führungswechsel des 18. Parteitags der KP Chinas

Die internationale Politik ist heute nicht mehr durch das Vorhandensein klassischer Machtpole geprägt, sondern vielmehr durch zunehmende regionale Konflikte, Komplexitäten und Unvorhersehbarkeiten gekennzeichnet. So ist die Außenpolitik von Staaten inzwischen vorwiegend damit beschäftigt, auf Probleme zu reagieren, anstatt etwa langfristig geplanten Strategien nachgehen zu können. Einerseits eine relativ bekannte Feststellung, andererseits erstaunlich, da die Erschwernis und Vielschichtigkeit außenpolitischer Entscheidungen in verstärktem Maße auf das autoritär regierte China zutrifft – obwohl nach westlichen Vorstellungen gerade in autoritär regierten Staaten von einer relativ stringenten und hierarchischen Außenpolitik ausgegangen wird.

Im Vortrag wurde aber deutlich, dass das politische System Chinas inzwischen einen ähnlichen Komplexitäts- und Unberechenbarkeitsgrad wie das internationale System aufweist. Folglich kann auch keineswegs mehr von einer chinesischen Außenpolitik aus einem Guss gesprochen werden. Stattdessen sind es inzwischen viele verschiedene Akteure, welche die außenpolitischen Entscheidungsprozesse in wachsendem Maße beeinflussen. Zu den Akteuren zählen mitunter wichtige Mitglieder der Provinzregierungen bis hin zu einflussreichen Militärskadern in Peking – und keinesfalls

zu vergessen: Die chinesische Bevölkerung mit ihren Meinungen und Bedürfnissen.

Auch das internationale Auftreten Chinas besitzt heterogenen Charakter und ist daher von multiplen Identitäten geprägt: Auf internationaler Bühne präsentiert sich China vom Entwicklungsland bis hin zum Kreditgeber und Eigentümer der weltweit größten Devisenreserven. Andererseits ist es ein kontinuierliches Merkmal der chinesischen Außenpolitik, dass diese in hohem Maße mit innenpolitischen Notwendigkeiten verknüpft ist. Die Wahrung innerer Stabilität und damit in Zusammenhang vor allem die Sicherstellung der steigenden (wirtschaftlichen und sozialen) Bedürfnisse in der Bevölkerung hat auch im außenpolitischen Vorgehen Chinas höchste Priorität.

Chinas neue Führungsriege hat sich zwar konzeptionell kaum geändert, dürfte aber in Zeiten zunehmender sozialer Spannungen und weit komplexer gewordener Politikprozesse vor zunehmenden Herausforderungen stehen. Schließlich gilt es nach wie vor als zentrale Aufgabe chinesischer Politik, die Stabilität der heterogenen Gesellschaft fortwährend zu sichern.



links und unten:
Versammlung in der Großen Halle des Volkes



Truppen-Parade auf dem
Platz des Himmlischen Friedens



Zusammenfassung:
Christoph Weithas
Liding Zhang, AG Asien der
Ludwigs-Maximilians-Universität
München
Nicki Weber, Junges Forum der
Gesellschaft für Außenpolitik

Vor der Erfindung der Schallplatte bzw. des Rundfunks war Musikhören immer mit der optischen Wahrnehmung der ausübenden Künstler verbunden.

Offensichtlich hat dies der Schallplatten- oder Radiohörende als Verlust oder zumindest als negative Beeinträchtigung empfunden, aber wo Bedarf ist, reagiert der Markt sofort, und bald schon versuchten findige Menschen mit heute als primitiv und fast lächerlich anmutenden Mitteln, Akustisches und Optisches wieder zu vereinen. Mit der Erfindung des Tonfilmes ließen die Produzenten das gewaltige emotionale Potenzial von Oper und klassischer Musik nicht links liegen und es entstanden - teils mit großartigen Sängern besetzt - erste Verfilmungen. Natürlich griff Hollywood oft auch grässlich daneben: *Aida* mit *Sophia Loren* oder *Cavalleria* mit *Anthony Quinn* - um nur die erträglichsten zu nennen - blieben dem Opernfreund nicht erspart. Mit der allmählichen Verbreitung des Fernsehens eröffneten sich auch für die klassische Musik neue Möglichkeiten und damit Herausforderungen unterschiedlichster Art für Künstler und Programmgestalter.

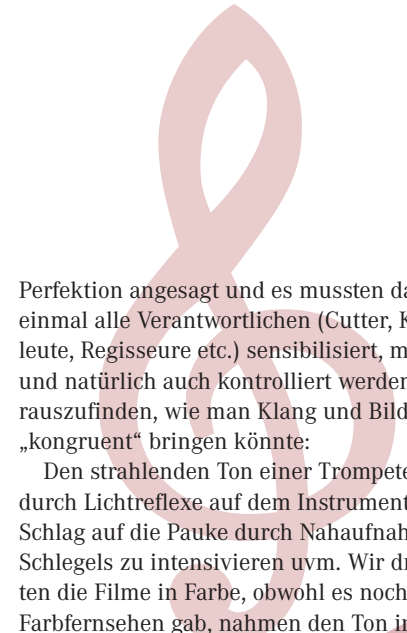
Im Jahre 1963 trafen sich zwei Visionäre dieser neuen Welt: *Herbert von Karajan* - der auch technisch interessierte Superstar und Mächtigste im Reich der klassischen Musik und *Leo Kirch*, der früh die rasante Entwicklung des

Fernsehens vorausgeahnt hatte und sich mit internationalem Filmrechtehandel zum wichtigsten Programm-Lieferanten auf dem europäischen Fernsehmarkt etabliert hatte. *Karajan* und *Kirch* gründeten eine Produktionsfirma, deren Ziel es sein sollte, grundlegend die ästhetische Verbindung zwischen Ton und Bild wiederherzustellen und das musikalische Können unserer Zeit auf höchstmöglichem künstlerischen und technischem Niveau auch für nachkommende Generationen zu dokumentieren.

Damals war es noch üblich, eine Oper oder ein Konzert wie ein Fußballspiel mit vier oder fünf Kameras in schwarz/weiß live zu übertragen oder aufzuzeichnen und (gering) nachbearbeitet zu senden.

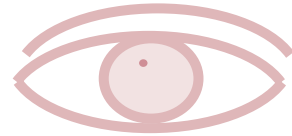
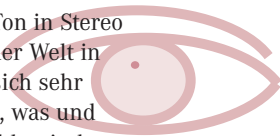
Das Programm wurde vielleicht noch einmal am späten Abend oder im Jahr darauf wiederholt und verschwand dann meist in den Archiven. Die Programme hatten ein schnelles Verfallsdatum und waren nicht für die Ewigkeit geschaffen.

Das Ziel war, das Endprodukt so zu gestalten, dass auch bei mehrmaligem kritischem Hören - und natürlich auch Sehen - nichts an Attraktivität und Faszination verloren ginge. Man dachte schon damals an die Video-Kassette, Bildplatte oder die DVD: Medien, die zu dieser Zeit noch im frühen Stadium ihrer Entwicklung standen. Für diesen Qualitätsanspruch war unübliche



Perfektion angesagt und es mussten dafür erst einmal alle Verantwortlichen (Cutter, Kameraleute, Regisseure etc.) sensibilisiert, motiviert und natürlich auch kontrolliert werden, um herauszufinden, wie man Klang und Bild wieder „kongruent“ bringen könnte:

Den strahlenden Ton einer Trompete z.B. durch Lichtreflexe auf dem Instrument, den Schlag auf die Pauke durch Nahaufnahme des Schlegels zu intensivieren uvm. Wir drehten die Filme in Farbe, obwohl es noch kein Farbfernsehen gab, nahmen den Ton in Stereo auf, obwohl noch kein Sender in der Welt in Stereo senden konnte. Es sprach sich sehr schnell in Künstlerkreisen herum, was und wie wir es machten und dass wir klassische Musik nicht zum Erwerb einer schnellen Mark missbrauchten, sondern verantwortungsbewusst gegenüber Kunst und Künstlern wirkten. Sehr bald schon konnten wir mit fast allen großen Dirigenten, Interpreten, Orchestern und Opernhäusern der Welt zusammen arbeiten. Die Liste unserer Künstler war fast identisch mit dem WHO is WHO der Großen: Von *Claudio Abbado* bis *Franco Zeffirelli*, eben alle Interpreten, die Rang und Namen hatten. Es entstanden in fast 37 Jahren ca. 700 Stunden Musikfilm - wahrlich eine großartige Dokumentation des musikalischen Könnens unserer Zeit!
VIVANT SEQUENTES!



Referent:
Horant H. Hohlfeld

Veranstalter:
IBZ München e.V.

Die Wahrnehmung der deutschen Politik an der Kaiserlichen Universität Tokio 1905 - 1933. Sakuzo Yoshino und Shinkichi Uesugi im Vergleich

Nur die Macht zählt in der Politik – das war die harte Lehre, welche die Japaner Mitte des 19. Jahrhunderts von den westlichen Mächten lernen mussten. Der westliche Drang nach Osten, wie er sich in der britischen Erwerbung Hongkongs im Ersten Opiumkrieg 1840/42 und in der Erzwangung der Öffnung Japans durch die amerikanische Marineoffensive 1853/54 manifestierte, machte den Japanern die akute Gefährdung ihrer staatlichen Selbständigkeit deutlich. Diese Erkenntnisse veranlassten sie zur Abschaffung der 700-jährigen Samurai-Herrschaft und zur drastischen Modernisierung ihres Landes unter Führung der kaiserlichen Herrschaft. Die kaiserliche Regierung machte es sich ihrerseits zur Aufgabe, die militärische und wirtschaftliche Macht Japans nachhaltig zu stärken.

Die erste Phase der Modernisierung endete wenige Jahre nach der Jahrhundertwende, als Japan militärische Siege gegen China (1894/95) und Russland (1904/05) errang. Die drängendste Gefahr war damit überwunden. Die auf ihre Erfolge begreiflicherweise stolzen Japaner hatten jetzt den Mut, selbständig darüber zu entscheiden, ob und in welchem Maße sie vom Westen lernen wollten. In der nun beginnenden zweiten Phase der Modernisierung waren sie sich aber nicht mehr ohne weiteres darüber einig, welche Ziele zu verfolgen seien. Die Regierung klagte über die

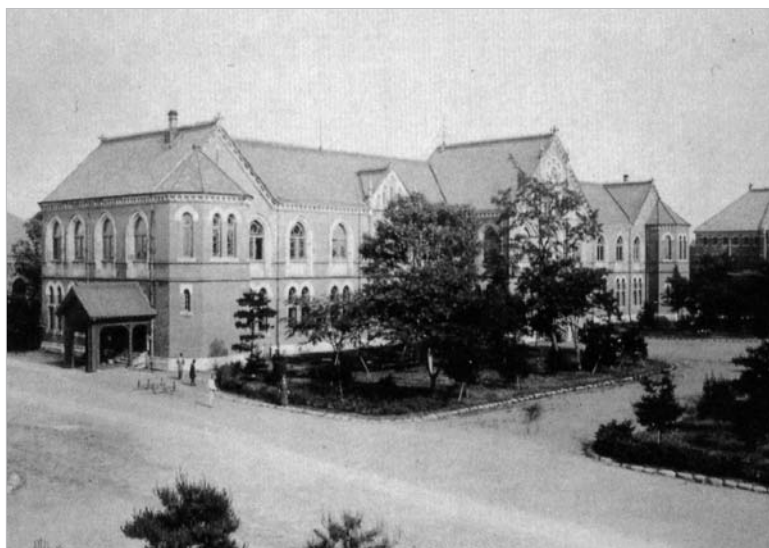


Shinkichi Uesugi

gesellschaftlichen Geschlossenheit und die zunehmende Verbreitung von sozialistischen und pazifistischen Ideen.

In dieser Situation ergaben sich zwei Optionen für die japanische Zukunft: Entweder man strebte außenpolitisch nach Verständigung mit den in Ostasien eine hegemoniale Rolle spielenden Briten und Amerikanern und innenpolitisch nach allmählicher Demokratisierung, orientiert am Modell des britischen Konstitutionalismus. Oder aber man zielte darauf ab, durch eine pragmatische Anlehnung an das deutsche Modell die japanischen Traditionen, vor allem die kaiserliche Autorität, zu bewahren und sich mit den angelsächsischen Mächten frontal auseinanderzusetzen.

Die beiden Richtungen gerieten nicht zuletzt auch an der Kaiserlichen Universität Tokio in Konflikt. Seit ihrer Gründung 1877 galt die Hochschule der Hauptstadt als Zentrum der an Deutschland orientierten Wissenschaft in Japan. *Hirozuki Kato*, Pionier der Germanistik in Japan, war ihr erster Rektor. Die Professoren



Juristische Fakultät Tokio

der Universität, vor allem die der juristischen Fakultät, nahmen auch als politische Publizisten Einfluss. Die erste, angelsachsenfreundliche Richtung vertrat hier vor allem *Prof. Dr. Sakuzo Yoshino* (1878-1933), und die zweite, deutschfreundliche Richtung *Prof. Dr. Shinkichi Uesugi* (1878-1929).

Sowohl *Yoshino* wie *Uesugi* hatten Anfang des 20. Jahrhunderts an der juristischen Fakultät der Universität Tokio studiert und wurden hier später ordentliche Professoren. In der modernen japanischen Geschichte gilt *Yoshino* als Protestant amerikanischer Prägung und als bedeutendster Verfechter der liberalen Demokratie, der sich für die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts und die Beschränkung der Macht der undemokratischen Instanzen einsetzte (insbesondere des Kaisers, des Geheimrats, des Herrenhauses und des Militärs). *Uesugi* gilt hingegen als fundamentalshintoistischer Befürworter des kaiserlichen Absolutismus und als einer der Vordenker des totalen Krieges. Beide wurden 1878 geboren,

waren miteinander befreundet, studierten an der Universität Heidelberg bei *Georg Jellinek* und lehrten schließlich an derselben Fakultät. Warum schlugen sie trotzdem ganz unterschiedliche Wege ein? – Diese Frage gilt es zu beantworten.

Für einen Vergleich der Lebenswege von *Yoshino* und *Uesugi* ist ihre Auseinandersetzung mit der deutschen Politik instruktiv. *Yoshino* studierte hauptsächlich deutsche Staatswissenschaften an der Universität Tokio und in Deutschland (kurzzeitig auch in Österreich, Frankreich und in der Schweiz). *Uesugi* studierte deutsche Rechtswissenschaft und hielt auch nach seiner Rückkehr nach Japan Kontakte zu deutschen Wissenschaftlern aufrecht.

Yoshino verbrachte zwar eine fröhliche Zeit in Europa, übernahm aber kaum etwas Wesentliches von den dort herrschenden Ideen. Von vornherein hegte er eine Abneigung gegen die deutsche Politik und Wissenschaft, setzte sich aber auch mit der Situation in den anderen westlichen Staaten nicht gründlich auseinander.

Trotzdem gelang es ihm später, seine europäischen Lebenserfahrungen pragmatisch für die Zwecke seiner liberalen Bewegung zu verwenden und sich als Publizist einen Namen zu machen. In seinen Veröffentlichungen beschrieb er, genauso wie sein Lehrer *Kiheiiji Onozuka*, die Weltpolitik als Kampf zwischen den guten, fortschrittlichen Ländern (Großbritannien, die USA, die Weimarer Republik usw.) und den bösen, rückständigen Mächten (das zaristische Russland, die römische Kurie, das deutsche Kaiserreich, Mexiko, das Kaiserreich China usw.). Von der moralischen Überlegenheit des anglo-amerikanischen Modells überzeugt, bejahte er leidenschaftlich den japanischen Krieg gegen das konservative und militaristische Deutschland, sowie die am angelsächsischen Vorbild orientierte Demokratisierung Japans. Den Frieden nach dem Ersten Weltkrieg wertete *Yoshino* als gerechten Sieg, und er erwartete von ihm die Verwirklichung der „internationalen Demokratie“. In der japanischen Öffentlichkeit wurden schon während des Weltkriegs die Ideen dieses Philanthropen lebhaft begrüßt. Die liberaldemokratische und anglophile Richtung *Yoshinos* prägt, die Kriegsjahre 1931-1945 ausgenommen, bis heute die japanische akademische Welt, obwohl die radikale Rechte ebenso wie die radikale Linke *Yoshinos* optimistische und zugleich elitäre Politikauffassung stets in Frage gestellt haben.

Uesugi versuchte hingegen von Anfang an sehr ernsthaft, europäische und insbesondere deutsche Staatstheorien zu studieren, und zwar im konservativen Sinne. Schon frühzeitig äußerte er Kritik an der Parteienherrschaft, obwohl er zunächst noch keine radikalnationalen und monarchistischen Neigungen zeigte. Während seines Studienaufenthalts im deutschen Kaiserreich wurden *Uesugi* die harten Realitäten des imperialistischen Zeitalters klar. Im persönlichen Regiment Wilhelms II. erkannte er eine neue Methode zur Stärkung der Staatsmacht. Nach seiner Rückkehr verstärkte sich seine Überzeugung, dass die westliche und die japanische Politik grundverschieden seien. Seine Kritik an *Tatsukichi Minobes* liberaler Verfassungslehre führte ihn in die Isolation unter den japanischen Intellektuellen. Während des Ersten Weltkriegs begrüßte er Hans Delbrücks Parteienkritik und lobte die Kriegsführung des Deutschen Reiches. Allerdings wurde das Vorbild Deutschland für ihn mit der Niederlage von 1918 hinfällig, und *Uesugis* zweite Reise nach Europa desillusionierte ihn vollends. Den Versailler Frieden hielt er nicht für gerecht und endgültig. Richtigerweise sah er einen weiteren Krieg innerhalb Europas sowie zwischen Japan und den USA voraus.

Im übrigen hat sich die politisierte Betrachtung der deutschen Politik in der Folge fortgesetzt und bleibt bis heute von Bedeutung.



小野塚 善平次
(1870.12.21~1944.11.27)



美濃部 達吉
(1873.5.7~1948.5.23)



吉野 作造
(1878.1.29~1933.3.18)

von links nach rechts:
Kiheiji Onozuka, Tatsukichi Minobe,
Sakuzo Yoshino (Ansichtskarte
der Universität Tokio)

In den 1930er Jahren versuchte eine neue Generation, vor allem Professor *Sadaji Yabe*, am nationalsozialistischen Modell die Methode der Volksmobilisierung zu studieren. *Otto Koellreutter*, nationalsozialistischer Jurist an der Universität München, lehrte an der Universität Tokio als Gastprofessor. Die Nachkriegsgeneration orientierte sich an der marxistischen ostdeutschen oder sowjetischen Geschichtswissenschaft und verhöhnte die kapitalistische „BRD“. Die Forscher der 68er Generation waren sozialdemokratisch oder grün eingestellt, verehrten u.a. *Jürgen Habermas* als mutigen Kritiker des Nationalismus und rühmten die europäische Integration und die multikulturelle Gesellschaft. Neuerdings versuchen die japanischen Intellektuellen, den von Bundeskanzlerin *Merkel* beschleunigten Atomausstieg als Vorbild für die japanische Atompolitik hinzustellen.

Bis heute also gilt die deutsche Politik stets als nützliches Modell für Japan im guten oder schlechten Sinne und wird kaum jemals zum Gegenstand einer objektiven Untersuchung aus kritischer Distanz.

Referent:
Prof. Dr. Hajime Konno

Der Mann ohne Eigenschaften – ein ungelesenes (?) Meisterwerk



Robert Musil

Robert Musil (1880 - 1942) war einer der wichtigsten Schriftsteller des Zwanzigsten Jahrhunderts, die in deutscher Sprache geschrieben haben. Berühmt wurde er in literarisch interessierten Kreisen durch seinen ersten, 1905 erschienenen Roman *Die Verwirrungen des Zöglings Törless*.

Sein weitaus wichtigstes Werk ist der unvollendet gebliebene Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*, im folgenden mit Musils eigener Sigle als *MoE* bezeichnet, dessen erster Band im Jahr 1930 und der zweite 1932 bei Rowohlt in Berlin erschienen sind. Es ist hier nicht möglich, auf die extrem komplizierte Genese des Romanfragments einzugehen.

Über die literarische Bedeutung des Romans gibt es widersprüchliche Urteile. *Thomas Mann* äußert sich in einer Vorankündigung des zweiten Bandes geradezu euphorisch wie folgt: „Ein dichterisches Unternehmen, dessen Außerordentlichkeit, dessen einschneidende Bedeutung für die Entwicklung, Erhöhung, Vergeistigung des deutschen Romans außer Zweifel steht.“

In einer 1999 durchgeführten internationalen Umfrage des *Literaturhauses München* und der *Bertelsmann Buch AG* bei führenden Germanisten nach dem wichtigsten, im zwanzigsten Jahrhundert in deutscher Sprache erschienenen Roman, steht der *MoE* deutlich an erster Stelle.

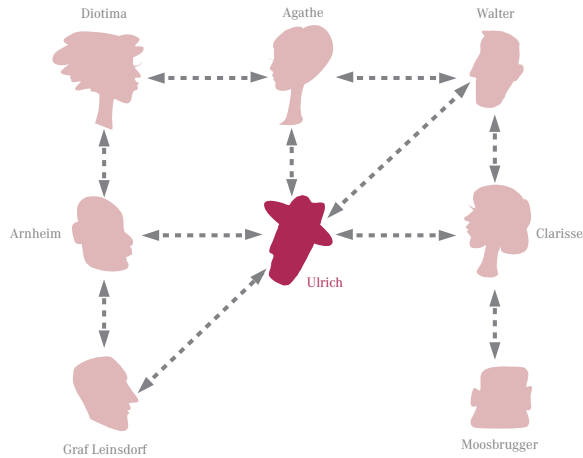
Der Kritiker *Marcel Reich-Ranicki* äußert sich dagegen 2002 wie folgt: „Der Roman konnte nicht abgeschlossen werden, *Musil* mußte scheitern. So dokumentiert der *Mann ohne Eigenschaften* den Zusammenbruch eines ungewöhnlichen Künstlers, eines einst großen Erzählers, der seinem Talent nicht gewachsen war.“

Da es unmöglich ist, in einem kurzen Aufsatz eine auch nur einigermaßen vollständige Inhaltsangabe und Beurteilung des Romans zu geben, erfolgt eine Beschränkung auf wesentliche Figuren, deren Beziehungen untereinander und es werden kurze, kursiv gedruckte Zitate aus dem Roman eingefügt, um den Schriftsteller selbst zu Wort kommen zu lassen.

Die folgende Abbildung zeigt einige der zentralen Figuren des *MoE* sowie deren Beziehungen. Im Zentrum des *MoE* steht dessen Held *Ulrich*. *Ulrich* ist Anfang dreißig. Nach einer kurzen militärischen Laufbahn, einem abgeschlossenen Studium des Maschinenbaus wurde er ein Mathematiker, *der nach fachmännischem Urteil gar nicht wenig geleistet hat*. Allein in der Bezeichnung des Titelhelden als *Mann ohne Eigenschaften* zeigt sich eines der typischen Stilmerkmale *Musils*, nämlich der Ironie.



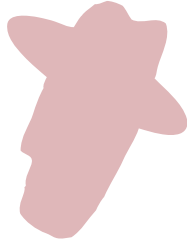
Wesentliche Personen




Ulrich ist alles andere als ein farbloser Mann ohne Eigenschaften. Vor allem ist er ein kühler, sehr rational denkender Mann. Er steht seiner Umwelt kritisch distanziert gegenüber, was ihn aber nicht daran hindert, ein ausgesprochener Frauenheld zu sein. Er ist ausgesprochen mutig und sehr sportlich. Im *MoE* reflektiert *Ulrich* über sich wie folgt: *Über die Zeit bis dahin vermochte Ulrich heute den Kopf zu schütteln, wie wenn man ihm von seiner Seelenwanderung erzählen würde; über den dritten seiner Versuche erzählte nicht. Es lässt sich verstehen, dass ein Ingenieur in seiner Besonderheit aufgeht, statt in die Freiheit und Weite der Gedankenwelt zu münden, obgleich seine Maschinen bis an die Enden der Erde geliefert werden; denn er braucht ebenso wenig fähig zu sein, das Kühne und Neue der Seele seiner Technik auf seine Privatseele zu übertragen, wie eine Maschine imstande ist, die ihr zugrunde liegenden Infinitesimalgleichungen auf sich selbst anzuwenden. Von der Mathematik aber lässt sich das nicht sagen; da ist die neue Denklehre selbst, der Geist selbst, liegen die Quellen der Zeit und der Ursprung einer ungeheuerlichen Umgestaltung.* Die kritische Abgrenzung des Mathematikers gegen den Ingenieur ist bemerkenswert. Es ist ein weiteres, für das


Verständnis des *MoE* außerordentlich wichtiges Stilmittel *Musils*, dass er mit tiefergründiger Schärfe die geistige Situation der Zeit wie auch besonders die psychologischen Motive und Antriebe seiner Romanfiguren analysiert.


Eine zentrale Rolle spielt im *MoE* die *Parallelaktion*, um die es folgende Bewandnis hat. *Kaiser Franz Joseph von Österreich - Ungarn* (1830 – 1916) hat seinen Thron im Jahr 1848 bestiegen. Der deutsche *Kaiser Wilhelm II.* (1859 – 1941) wurde im Jahr 1888 gekrönt. *Ulrichs* Vater, ein pensionierter, hoher Ministerialbeamter, schreibt seinem Sohn: *In Deutschland soll im Jahre 1918, u. zw. in den Tagen um den 15. VI. herum, eine große, der Welt die Größe und Macht Deutschlands ins Gedächtnis prägende Feier des dann eingetretenen 30jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelms II. stattfinden; obwohl es bis dahin noch mehrere Jahre sind, weiß man doch aus verlässlicher Quelle, dass heute schon Vorbereitungen dazu getroffen werden, wenn auch selbstverständlich vorläufig ganz inoffiziell.* Um dem in Österreich entgegen zu wirken, wird in Österreich eine „vaterländische Aktion“ von Patrioten ins Leben gerufen – die *Parallelaktion*, zu deren Sekretär *Ulrich* auf Anregung seines Vaters bestellt wird. Leiter



 dieser *Parallelaktion* ist der sehr reiche und nicht nur materiell vollkommen unabhängige *Graf Leinsdorf*. *Leinsdorf* ist gläubiger Katholik, von Geburt her Mitglied des Herrenhauses und ausgesprochen sozial eingestellt.

Die Sitzungen der *Parallelaktion* finden im Hause des Sektionschefs *Tuzzi* statt. *Tuzzi* leitet die wichtigste Sektion im Außenamt und ist der einzige nichtadelige Sektionschef. Seine


 Gattin *Diotima*, deren bürgerlicher Vorname *Ermelinda*, eigentlich *Hermine*, lautet, ist eine schöne, geistreiche Dame und entfernte Kusine von *Ulrich*. Sie führt einen der tonangebenden Salons von Wien, in dem auch *Graf Leinsdorf* verkehrt, den eine „Seelenfreundschaft“ mit *Diotima* verbindet. *Musils* Vorname *Diotima* spielt auf Platons Dialog *Symposion* und *Hölderlins* Briefroman *Hyperion* an.

 Im Salon von *Diotima* taucht der Berliner und jüdische Großindustrielle *Arnheim* auf, der außerdem Schriftsteller und Politiker ist. Sein reales Vorbild ist der deutsche Großindustrielle *Walter Rathenau* (1867 – 1922), der am 31.01.1922 zum Reichsaußenminister ernannt und am 24.06.1922 von Rechtsradikalen ermordet wurde. *Arnheim* sucht die Nähe *Diotimas*. Nach einem ersten Gespräch mit *Arnheim* sinnt *Diotima* jenem wie folgt nach: *Bis hierher hatte*


sich Diotima das Gespräch wörtlich wiederholt, aber an diesem Punkt löste es sich in Glanz auf; sie konnte sich nicht mehr erinnern, was sie selbst erwidert habe. Ein unbestimmtes, spannendes Glücks- und Erwartungsgefühl hatte sie die ganze Zeit über immer höher gehoben; nun glich ihr Geist einem ausgekommenen, kleinen, bunten Kinderballon, der herrlich leuchtend hoch oben gegen die Sonne schwebt. Und im nächsten Augenblick zerplatzte er. Dieser Textausschnitt zeigt die meisterhafte psychologische Begabung von *Musil*, der mit diesen wenigen Worten *Diotima* als eine Pseudointellektuelle entlarvt, die ihren eigenen geistigen Ansprüchen in keiner Weise gerecht wird.


Diotima versucht *Arnheim*, ihren neuen, etwas zwielichtigen Seelenfreund, bei *Graf Leinsdorf* als Beobachter in die *Parallelaktion* einzuschleusen, was aber auf dessen Widerstand stößt. *Arnheim* wird Sektionschef *Tuzzi* suspekt. Deshalb fordert dieser einen vertraulichen Bericht bei der Botschaft in Berlin an.

Als nächstes wird auf das Ehepaar *Walter* und *Clarisse* eingegangen. *Walter* ist ein Jugendfreund von *Ulrich*.

 Er ist ein gefühlsbetonter Pseudointellektueller. *Walter* benennt im Roman in einem Disput mit seiner Ehefrau *Clarisse* als „Mann ohne Eigenschaften“, was seine Inferiorität gegen den wirklichen Intellektuellen *Ulrich* kennzeichnet. *Clarisse* ist eine hypersensible Frau, die *Walter* vor allem deswegen geheiratet hatte, weil sie ihn in ihrer Jungmädchenzeit für genial begabt gehalten hatte. Sie ist jetzt enttäuscht, dass *Walter* ihren Erwartungen nicht entspricht. Aus dieser Enttäuschung heraus verweigert sie sich *Walter*, der mit ihr ein Kind zeugen will. Sie wird später wahnsinnig und verbringt den Rest ihres Lebens in einer Irrenanstalt. Die in Bezug auf *Walter* analytisch scharfen, in Bezug auf *Clarisse* empathischen Schilderungen des komplexen Beziehungsgeflechts zwischen dem Ehepaar

und dem vertrauten Jugendfreund *Ulrich* beweisen *Musils* Begabung für die Schilderung komplizierter psychologischer Situationen.

 *Agathe* ist die Schwester des Titelhelden. Nach einer langen Trennung treffen sich die Geschwister bei der Beerdigung ihres Vaters. *Ulrich* gerät sofort in den Bann seiner Schwester, in der er eine Art von verfeinertem alter Ego zu entdecken meint. Am Morgen nach der ersten Begegnung empfindet er den folgenden Eindruck: *Es war ihm zumute, er wäre es selbst, der da zur Tür eingetreten sei und auf ihn zuschreite: nur schöner als er und in einen Glanz versenkt, in dem er sich niemals sah.* Zwischen den Geschwistern bahnt sich eine tiefe, von Erfahrungen der Mystiker geprägte Beziehung an, wobei *Musil* in einem Fragment des Nachlasses andeutet, dass es zum Inzest kommt.

 *Moosbrugger* ist ein bärenstarker Zimmermann und der Mörder einer armseligen Prostituierten, die bei ihm für eine Nacht ein Unterkommen gesucht hat. In wahnartigen Vorstellungen fühlt sich *Moosbrugger* von dem jämmerlichen Wesen verfolgt und tötet sie mit zahlreichen Messerstichen. *Musil* greift auf ein wahres Geschehen zurück und verarbeitet im Roman in Kollagentechnik zeitgenössische Zeitungsberichte. *Clarisse* fordert in ihren beginnenden Wahnvorstellungen auf, im Rahmen der Parallelaktion *Moosbrugger* zu retten, der offensichtlich unzurechnungsfähig sei.

Die hier denkbar knapp vorgestellten Personen sind nur ein Ausschnitt aus *Musils* Pandämonium. Sie zeigen jedoch *Musils* Meisterschaft in der psychologisch konsistenten Schilderung verwickelter Beziehungsgeflechte. Es gehört zu der Tragik *Musils*, dass sein Romanfragment zehn Jahre nach seinem Tod von dem deutschen Germanisten *Adolf Frisé* so weit wie möglich vervollständigt wurde und bei *Rohwolt* erstmalig „vollständig“ erschien.



Dadurch wurde *Musils* ihm zu Lebzeiten verweigerter literarischer Weltruhm begründet.

Entgegen dem Verdikt von *Reich-Ranicki* hält der Verfasser den *MoE* für ein Meisterwerk. Der Roman fordert allerdings dem Leser erhebliche intellektuelle Anstrengungen ab. Wer ausschließlich an einer „spannenden Lektüre“ interessiert ist, sollte den Roman besser nicht lesen. Dieser bietet ausgesprochen interessante Figuren, deren Psychologie *Musil* als promovierter Psychologe hervorragend schildert. Hinzu kommt *Musils* in vielen Passagen des Romans wirklich meisterhafte Sprache. Der Zugang zu diesem Roman wird erleichtert, wenn Leserinnen und Leser ihn als eine Folge brillanter Essays zu Themen der Psychologie, der Naturwissenschaften, der Mathematik und der Philosophie in der ersten Hälfte des Zwanzigsten Jahrhunderts betrachten.

Referent:

Franz Gustav Kollmann
für den Residenzkreis München

Ein Leben für die Zoologie. Die Reisen und Forschungen des Johann Baptist Ritter von Spix

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war in Bayern mit großen Veränderungen und Neuerungen verbunden. Bayern stand zwischen Österreich und Frankreich, die sich beide auf bayerischem Gebiet bekriegten. Das neue Jahrhundert wurde mit der Säkularisation eingeläutet, der bayerische Kurfürst *Max Josef* und sein frankophiler Minister *Montgelas* schufen durch glückliche Politik und eine „Revolution von oben“ einen neuen Staat, der ab 1806 Königreich wurde. Der nunmehrige König *Maximilian I. Josef* war naturwissenschaftlich interessiert und ließ auch die Akademie reformieren. Diese verfügte über umfangreiche naturkundliche Sammlungen, die durch die Säkularisation bedeutende Zuwächse erhalten hatte. Um gerade auch die zoologischen Sammlungen weiter zu ergänzen und von einem Kuriositätenkabinett zu einer modernen wissenschaftlichen Sammlung auszubauen, wurde ein junger Naturwissenschaftler in die Bayerische Akademie der Wissenschaften berufen. Dieser, *Johann Baptist Spix*, stammte aus Franken - er war 1781 in Höchstädt an der Aisch geboren - und war ein Schüler des einflussreichen Naturphilosophen *Friedrich Wilhelm Josef Schelling*, der seit 1806 in München wirkte.

Spix wurde 1808 in der Akademie angestellt und erhielt ein königliches Stipendium, um in Paris, dem damaligen Zentrum der Naturwissenschaft bei *Georges Cuvier* und *Jean-Baptiste*



Johann Baptist Ritter von Spix
(1820, Stich: Hanfstaengl, Zeichnung: Rhomberg)

de Lamarck ausgebildet zu werden. Zurückgekehrt nach München, hat sich *Spix* schon bald einen Namen als Zoologe gemacht und konnte 1817 gemeinsam mit dem jüngeren Botaniker *Carl Friedrich Philipp Martius* mit einer großen österreichischen Expedition nach Brasilien aufbrechen. Diese, die „Natterer Expedition“, wurde anlässlich der Vermählung der habsburgischen Erzherzogin *Leopoldine* mit dem späteren Kaiser *Dom Pedro I.* ausgerüstet. *Spix* und *Martius* fuhren mit der österreichischen Fregatte „Austria“ nach Rio de Janeiro, wo sie die Umgebung erforschten und von der tropischen Natur begeistert waren. Anfangs waren sie von dem österreichischen Maler *Thomas Ender* begleitet, der den ersten Teil der Reise in Aquarellen und Zeichnungen dokumentierte. Die beiden Bayern trennten sich schon bald von den österreichischen Kollegen, durchquerten zunächst den trockenen Nordwesten des riesigen Landes und befuhren als erste Naturwissenschaftler den Amazonas. Zeitweise teilten sie sich ihre Aufgaben, um ein möglichst



Titelseite Band I des Berichts
zur Brasilienreise

großes Gebiet zu erforschen. Sie sammelten so weit als möglich alle Naturgegenstände, Pflanzen, Tiere, Gesteine und ethnographische Objekte. Vielfach überlebten sie gerade noch die Reise, sie entkamen dabei nur knapp dem Verdursten, litten unter vielen Tropenkrankheiten und wären auch beinahe ertrunken. Nach fast vier Jahren kamen die beiden Reisenden im Dezember 1820 wieder nach München und brachten eine wertvolle Sammlung mit, die bis heute einen wichtigen Grundstock für die heutige Zoologische und Botanische Staatssammlung sowie das Völkerkunde Museum bilden. *Spix* und *Martius* wurden nach ihrer Reise mit Ehren bedacht, geadelt und in wissenschaftliche Gesellschaften aufgenommen. Beide Wissenschaftler brachten auch zwei Indianerkinder aus dem Amazonasgebiet mit, die in München der Schaulust ausgesetzt waren. Beide Kinder wurden *Johannes* und *Isabella* getauft, bzw. „*Juri*“ und „*Miranha*“ genannt, wobei der letztere Name eigentlich das indigene Volk bezeichnet, von dem sie stammten; ihren

persönlichen Namen kennen wir nicht. Wegen ihrer unterschiedlichen Herkunft konnten die beiden nicht miteinander sprechen. Sie verstarben schon nach einem halben bzw. eineinhalb Jahren.

Auch *Spix* hatte nur noch wenige Jahre zu leben, er starb 1826 - wohl an einer Tropenkrankheit. In der ihm noch verbleibenden Zeit schrieb er mehrere Bücher über die Tiere Brasiliens und begann eine heute noch lesenswerte Reisebeschreibung, die *Martius* später zu Ende führte.

Nach dem Tod von *Spix* wurden seine zoologischen Sammlungen wissenschaftlich weiter bearbeitet, und die von ihm gesammelten Tiere von jüngeren Kollegen beschrieben. So gibt es viele Darstellungen, die auf *Spix* zurückgehen, auch wenn er sie selbst nicht mehr vollenden konnte. Viele Tiere tragen seinen Namen, zum Beispiel der bekannte *Spix-Ara*, den der Wissenschaftler selbst entdeckt hat, und der heute in freier Wildbahn ausgestorben ist.

Das Leben von *Spix* und seine wissenschaftlichen Leistungen werden in dem Buch „*Ein Leben für die Zoologie*“ der edition monacensia (*Allitera Verlag, 2011*) erstmals zusammengestellt und gewürdigt.

Referent:

Prof. Dr. Klaus Schönitzer

Ein Münchner Nobelpreis, der die Welt veränderte



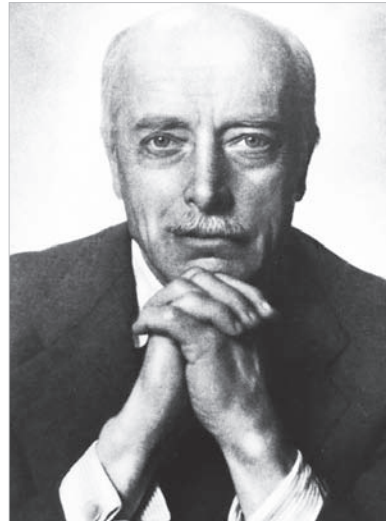
Briefmarke von 1979

Röntgen entdeckte „seine Strahlen“ und erforschte ihre Eigenschaften mit größter Genauigkeit. Noch heute gelten seine Arbeiten als Musterbeispiele für wissenschaftliche Publikationskultur. Aber eine Frage stand im Raum: Welche Natur haben diese Strahlen? Fallen sie in die Klasse der Lichtstrahlen, haben sie also Wellennatur oder bestehen sie aus kleinen Teilchen?

Eine weitere seit Jahrhunderten heftig diskutierte Frage galt den Kristallen. Gut gewachsene Kristalle zeigen einen wunderbaren regelmäßigen Wuchs mit spiegelnden Flächen und mit klar ausgeprägter Symmetrie. Was steckte dahinter?

Beide Fragen beantwortete der Physiker *Max von Laue* durch ein Experiment, das er im Jahre 1912 anregte und das er interpretierte: Röntgenstrahlen haben Wellennatur und die Kristalle bestehen aus kleinen Baueinheiten, die sich regelmäßig wiederholen (ähnlich wie in einer Ziegelwand). Die Baueinheiten werden durch Atome gebildet. Für diese Arbeit erhielt *Max von Laue* 1914 den Nobelpreis.

Nachdem klar war, wie Kristalle aufgebaut waren, verstand man sofort Kristalleigenschaften und konnte sie durch gezielte Veränderung der Kristalle ebenso gezielt verändern. Das war der Beginn des „Kristallzeitalters“, in dem wir heute noch leben. In jedem Rechner zum Beispiel, sei es PC, Notebook oder Smartphone,



Der Physiker *Max von Laue* erforschte das Aufbau-Prinzip von Kristallen, was ihm 1914 den Nobelpreis der Physik einbrachte.

machen Kristalle die entscheidenden Arbeiten. Dieses festgefügte Bild, besser gesagt Dogma, über den Aufbau der Kristalle, nämlich den Aufbau aus kleinen Baueinheiten, die sich ganz regelmäßig wiederholen und die deshalb eine perfekte Fernordnung haben, bekam durch Arbeiten von *Shechtman* aus dem Jahre 1982 einen tiefen Riss. Für diese Arbeiten erhielt *Shechtman* im Jahre 2011 den Nobelpreis.

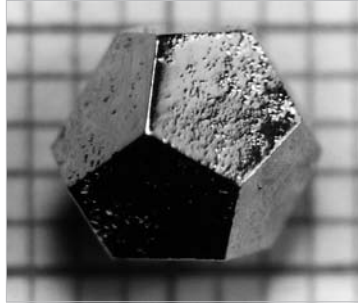
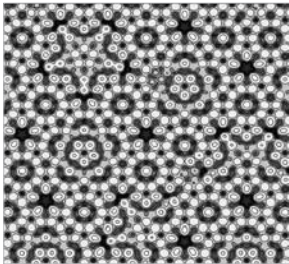


Foto eines Ho-Mg-Zn-Quasikristalles

Shechtman entdeckte die sogenannten *Quasikristalle*. Sie erscheinen wie normale Kristalle, sie bestehen auch aus sich immer wiederholenden Baugruppen, geformt von Atomen, aber sie haben keine Fernordnung, d.h. die Baugruppen werden nicht regelmäßig wiederholt, sondern sind nach einem anderen Baumuster miteinander verknüpft.



Atommodell eines Quasikristalles

Durch die Arbeiten von *Shechtman* sind unsere Vorstellungen von der Organisation fester Materie also verallgemeinert worden.



Der israelische Physiker Daniel Shechtman erhielt für seine Entdeckung der Quasikristalle im Jahr 2011 den Nobelpreis der Physik.

Referent:
Prof. Dr. Heinz Schulz

Das Gespür der Gletscher fürs Klima frei nach „Fräulein Smillas Gespür für Schnee“, Peter Høeg, 1992



Dr. Heidi Escher-Vetter

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts findet man Gletscher in den Gebirgen aller Kontinente. Das Spektrum reicht vom derzeit größten Talgletscher der Erde, dem *Hubbard-Gletscher* in den *St. Elias Mountains* (0 - 5800 m NN, 3400 km²) über den *Mendenhall-Gletscher* in den *Coast Mountains* von Alaska (20 - 1600 m NN, 120 km²), den *Perito-Moreno-Gletscher* in Argentinien (185 - 2950 m NN, 250 km²) bis hin zum *Franz-Josef-Gletscher* in Neuseeland (425 - 2955 m NN, 33 km²). In Zentralasien befinden sich – um nur wenige Beispiele zu nennen – der *Fedtschenko-Gletscher* im Pamir, Russland (3000 - 6200 m NN, 950 km²), der *Keqikear-Gletscher* im Tien Shan (3020 - 6435 m NN, 84 km²) oder der *Hailuogou-Gletscher* in Südost-China (2950 - 7514 m NN, 25 km²). Die höchsten Eisflächen der Alpen liegen in der Mont Blanc Region in Frankreich (*Mer de Glace*, 1500 - 4000 m NN, 33 km²), der tiefstgelegene Gletscher der Ostalpen ist das *Blaueis* (1940 - 2370 m NN, 0,075 km²) im Berchtesgadener Land in Deutschland. Die Gesamtfläche der fünf bayerischen Gletscher liegt unter einem Quadratkilometer, für alle 5500 alpinen Gletscher beträgt die Summe rund 3000 km².

Ein Vergleich der Höhenlagen und Flächen all dieser hier genannten Gletscher ergibt einen ersten Hinweis auf ihre „Wetterfähigkeit“. So verdanken die bayerischen Gletscher ihre

Existenz zwischen 1900 m NN und 2800 m NN dem Niederschlagsstau am Alpennordrand, während in den niederschlagsärmeren Zentralalpen die Gletscher in dieser Höhenlage erst beginnen. Und während sich in den extrem niederschlagsreichen Küstengebieten Alaskas die Gletscher bis auf Meereshöhe erstrecken, muss man in Zentralasien oder in den Zentralalpen in Höhenlagen von 3000 m und höher steigen, um große Eisflächen vorzufinden. Daraus kann gefolgert werden, dass bei geringeren Niederschlägen in mittleren Breiten Gletscher eher im Hochgebirge liegen, während sie mit zunehmender Niederschlagsmenge in der Nähe der Polargebiete auch tiefere Lagen erreichen, da dort ihre Ernährungssituation durch festen Niederschlag günstiger ist.

Mit welchen Methoden kann das Verhalten der Gletscher erforscht werden? Hierzu wenden wir uns dem Hauptarbeitsgebiet der Münchner Glaziologen an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu, nämlich dem *Vernagtferner* in den Ötztaler Alpen in Tirol (2800 - 3630 m NN, 8 km²). Von diesem Gletscher ist bekannt, dass er während der sog. „Kleinen Eiszeit“, einer gletscherfreundlichen Klimaphase zwischen 1400 und 1850, mehrere Vorstöße in das Rofental machte und dabei einen Gletschersee aufstaute, der sich mit teilweise heftigen Auswirkungen in das Ötztal entleerte.

Dokumentation
des Rückschmelzens
des Vernagtferners
in den Öztaler Alpen
anhand einer Serie
von Aufnahmen
von der Vorderen
Guslarspitze
(3017 m)



oben rechts: Pegelstation Vernagtbach mit herbstlichem
Niedrigwasser 1973 (1. Bild v. oben)
bzw. sommerlichem Schönwetterabfluss 2003
(2. Bild v. oben)

links:
Blick nach Süden über den Vernagtbach
zur Vorderen Guslarspitze



Ansicht des Vernagtferners am 15. September 2000 (*links*) und am 29. August 2012 (*rechts*)



See im Rofental in den Ötztaler Alpen, aufgestaut von der Zunge des Vernagtferner; Abb. aus dem Buch von J. Walcher "Von den Eisbergen in Tyrol", 1773

Eine eindrucksvolle Schilderung des Vorstoßes von 1773 lieferte J. Walcher, S.J. in seinem Buch *Von den Eisbergen in Tyrol*. Im Jahr 1889 erstellte das Akademiemitglied Sebastian Finsterwalder für den Vernagtferner eine Karte, welche die erste eines Gesamtgletschers darstellte. Inzwischen umfasst die Serie 10 kartographische Aufnahmen des Vernagtferners und ermöglicht damit die Anwendung der sog. „Geodätischen Methode (I)“, welche Veränderungen des Gletschers durch den Vergleich von zwei Karten typischerweise im Abstand von 10 Jahren bestimmt. Mit der seit 1964 am Vernagtferner eingesetzten „Glaziologischen Methode (II)“ wird die Massenbilanz im Jahresschritt bestimmt, hierzu vergleicht man die Ablesungen von im Eis eingebohrten Pegelstangen. Mit der zusätzlichen Messung der Akkumulation, d.h. der winterlichem Schneefallmengen, erhält man darüber hinaus eine jahreszeitliche Differenzierung. Seit 1974 werden an der Pegelstation Vernagtbach (2640 m NN) Gletscherabfluss, Lufttemperatur, -feuchte, -druck, Niederschlag, Wind, kurzwellige und langwellige Strahlungskomponenten als Stundenmittelwerte registriert. Damit kann die Methode mit der höchsten zeitlichen Auflösung, die sog. „Hydrologisch-Meteorologische Methode (III)“ zur Modellierung des Gletscherverhaltens verwendet werden; sie ermöglicht die beste Analyse des Zusammenwirkens von Wetter und Gletscherveränderung.

Am Vernagtferner wurden im Wesentlichen zwei Modelltypen verwendet. Das physikalisch basierte PEV-Modell bestimmt auf der Basis aller oben angeführter Registrierungen den Energieumsatz auf der Gletscheroberfläche mit einer räumlichen Auflösung von 100 m und liefert die damit berechneten Abflüsse im Stundenschritt; der gemessene Abfluss wird nur zur Validierung, d.h. zur Kontrolle der Modellergebnisse verwendet. Mit solchen Modellen kann klar gezeigt werden, dass der wichtigste Antrieb der Gletscherschmelze nicht die Lufttemperatur ist, sondern die kurzwellige Strahlungsbilanz, d.h. die Absorption der Sonnen- und Himmelsstrahlung auf der Gletscheroberfläche. Das konzeptionelle Modell „HBV3-ETH9“ dagegen berechnet Tageswerte des Gletscherabflusses und benötigt hierfür nur Lufttemperatur, Niederschlag und ein nicht sehr detailliertes Höhenmodell des Gletschers; die bei derartigen Modellen nötige Kalibrierung erfolgt über den gemessenen Abfluss oder die Massenbilanz des Gletschers.

Die Ergebnisse der drei Methoden lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

(I) Der Rückgang des Vernagtferners seit 1889 ist nur durch zwei kurze Phasen der Erholung unterbrochen worden, welche die Gesamtrendenz nicht unterbrechen konnten.

(II) Die Massenänderungen des Vernagtferners wurden nicht durch einen Rückgang der Winterschneemengen verursacht, sondern durch die steigenden Abschmelzraten im Sommer. Die Gletschermasse nahm zwischen 1964 und 2012 um 42 % ab, was zu einer Verkleinerung der Gletscherfläche von 9,6 km² auf 7,9 km² führte.

(III) Die mittlere Lufttemperatur für die Monate Mai bis September ist um 2 K (von 3,3 °C auf 5,2°C) gestiegen, der Anteil des Schneefalls

am Gesamtniederschlag vor allem im Frühjahr erheblich gesunken. Das Strahlungsangebot hat sich über die letzten Jahrzehnte nicht wesentlich verändert, jedoch ist die Gletscheroberfläche vor allem durch die Anreicherung von Staub und Gesteinsteilchen immer dunkler geworden. Dies hatte zur Folge, dass sich der Abfluss des *Vernagtferner* seit 1974 praktisch verdoppelt hat. Die Massenverluste führten zu einer Zweiteilung des *Vernagtferners*, und damit zeigte er eine ähnliche Entwicklung wie die Gletscher am Zugspitzplatt, auf dem sich der noch 1850 vorhandene *Plattachferner* bis 1950 in die drei Teilgletscher *Südlicher*, *Nördlicher* und *Östlicher Schneeferner* aufteilte. Zu Beginn des jetzigen Jahrtausends kann nur noch der *Nördliche Schneeferner* als Gletscher betrachtet werden.

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Gletscher eignen sich hervorragend als Zeugen der Klimaveränderung, was aber nicht bedeutet, dass jeder Gletscher an seiner lokalen Position den globalen Klimawandel in gleicher Weise widerspiegelt. In nahezu allen Regionen der Erde sind während der Kleinen Eiszeit die Gletscher gewachsen, seit 1850 verlieren sie an Masse, und seit 1980 beschleunigen sich die Verluste – und auch diese Aussage gilt nahezu weltweit und wird durch alle Methoden zur Bestimmung der Massenänderung bestätigt. Modellrechnungen auf der Basis von Klimaszenarien sagen einen weitgehenden Verlust der Alpengletscher bis zum Ende des 21. Jahrhunderts voraus. Dies bedingt vorübergehend einen steigenden Abfluss, mit zunehmendem Verlust der Gletscherflächen wird aber mittel- bis langfristig die Wasserspende aus diesen Gletscherregionen deutlich zurückgehen. Dies hat gravierende Folgen für die Bevölkerung, vor allem in den Hochregionen, für größere Einzugsgebiete wie etwa das der Donau führt es zwar nicht zu Trinkwasserknappheit, aber



links und unten:
Perito-Moreno-Gletscher
in Argentinien,
Aufnahmen vom 27. Februar 2004



zu einer jahreszeitlichen Umverteilung in der Wasserführung und damit u.U. zu wirtschaftlichen Problemen, z.B. bei der Schifffahrt oder der Energieerzeugung. Vielleicht noch gravierender sind aber die Verluste an landschaftlicher Schönheit, die mit dem Verschwinden der Gletscher einhergehen!

Referentin:
Dr. Heidi Escher-Vetter
Bayerische Akademie
der Wissenschaften,
Kommission für Erdmessung
und Glaziologie

Ökologische Wasserkraftnutzung in Bayern

Bis 1925 konnte der gesamte Strombedarf Bayerns aus Wasserkraft gewonnen werden. Heute ist die Wasserkraft mit 15 Prozent der öffentlichen Stromversorgung – nach Atomstrom – zweitgrößter Primär-Energieträger. Gab es 1850 schon 6.400 Wasserkraftanlagen, waren es 1925 fast 12.000. Aktuell existieren immer noch rd. 4.250 Anlagen mit einer installierten Leistung von 2,9 Gigawatt. Im Bereich Wasserkraftnutzung ist Bayern, bedingt durch die natürlichen Gewässer- und Gefälleverhältnisse, deutschlandweit führend. Dies gilt sowohl für den Anteil an der Umwandlung in Primär-Energie als auch für den Anteil an den erneuerbaren Energien in Deutschland.

Der weitere Ausbau der Wasserkraft in Bayern aber ist massiv umstritten: „Ökologie“ und „Wasserkraftnutzung“ widersprächen sich, und Wasserkraftnutzung bedeute immer einen unvermeidbaren Eingriff in Flora und Fauna, so die Argumentation mancher Gewässer- und Naturschützer. Die Umweltverbände sind – unter heftigem Protest – aus dem „Forum Wasserkraftnutzung“ des Bayerischen Umweltministeriums ausgestiegen.

Die Bayerische Staatsregierung dagegen vertritt die Meinung, dass auch die Wasserkraftnutzung im Rahmen der Energiewende einen weiteren, ökologisch vertretbaren Beitrag zur Energieerzeugung in Bayern leisten kann und muss. Sie will die Wasserkraftnutzung –

insbesondere aufgrund ihrer „Klimaneutralität“ – moderat ausbauen. Ihr Anteil am Stromangebot soll um 2 auf 17 Prozent, d.i. auf 2 Mrd. kWh/a steigen. Dazu wurde ein Zehn-Punkte-Programm vorgelegt.

Wenn ein Umweltthema besonders strittig ist, ist das genau richtig für die *Umwelt-Akademie e.V.*: Wir wollten uns den Streit zunächst aus Sicht der Energiewende anschauen und diskutieren, ob das auch ökologisch verantwortbar ist: Es sprach Ministerialdirigent *Prof. Dr.-Ing. Martin Grambow*, Abteilungsleiter Wasserwirtschaft im Bayerischen Ministerium für Umwelt und Gesundheit. Kenner sagen, dass er der „Wasser-Papst“ in Bayern sei, an ihm gehe in Sachen Gewässer nichts vorbei.

Grambow spannte einen großen Bogen, in dem das strittige Thema Wasserkraftnutzung doch relativ kleiner erschien; ein kluger, abwägender Vortrag.

Zunächst sprach der Referent über die existentiellen Probleme, die die Menschheit erzeugt und durch die sie sich bis an den Rand des Kollapses gebracht hat: Überbevölkerung auf dem Globus, Wassermangel als leitende Knappheits-Größe und damit Ernährungs- und Energiekrise, Ausbeutung der natürlichen Ressourcen bis zum Exzess, Nutzung der Atmosphäre als CO₂-Deponie und damit Klimaerwärmung, galoppierende Abnahme der Artenvielfalt, Vermüllung der Weltmeere, Finanz- und Wirtschaftskrise.



Doch Verursachung und Lösungsansätze widersprechen sich erheblich, Komplexität ist das Stichwort: Wer „Klimaschutz/Energiewende“ als alleinige Handlungsoption versteht, kommt ggf. mit dem „Naturschutz“ in Konflikt. Ethische Grundprinzipien könnten helfen, die Entscheidungsdilemmata zu lösen: Utilitarismus, Kantianismus, Verständigung – alle haben sie auch Nachteile. Grambow plädierte für Verständigung, Verhandlung und Vereinbarung. Und so sei das „Forum Wasserkraftnutzung“ zu verstehen: Als ein Wissens-, Verständigungs- und Vereinbarungsforum, ob und wie künftig in Bayern die Wasserkraft ökologisch ausgebaut werden könne und solle; deshalb sei es zu bedauern, dass die Naturschutzverbände aus dem Forum ausgestiegen seien. Einerseits sei es wünschenswert, wenn Wasserkraft weitere Beiträge zur Energie-Erzeugung leiste; andererseits dürfe das nicht zu Lasten des Natur-

und Gewässerschutzes gehen. Ja, es sei richtig, auch Wasserkraft habe teils erheblich negativen Einfluss auf Flora und Fauna. Das Forum, der Prozess laufe aber weiter, es gäbe erhebliches Geld für Forschung. Ergebnisse seien noch nicht greifbar; deshalb vermied Grambow trotz Nachfrage jede konkrete Antwort, wann, wo, welche Anlage genehmigt, gebaut oder nachgerüstet werde.

Im Fokus sind zum einen Maßnahmen, die das „System“ verbessern: Fischverträglichere Turbinen; Auf- und Abstiegshilfen; Rechen/Ultraschallsysteme; neue Techniken, die Geschiebe zulassen, um das Eintiefen der Gewässer zu verhindern und so Auwälder zu erhalten. Zum anderen ist unser Systemverständnis zu hinterfragen: Geht es um den einzelnen Fisch oder um Fischarten (weniger Nasen, mehr Karpfen), um die Funktion des gesamten Öko-Systems Gewässer (wie erhalten wir die Gesamtheit am



besten, siehe Nitrat- und Phosphat-Beeinträchtigung durch die biomass-to-energy-Landwirtschaft)?

Grambowski Fazit: Wir haben in Europa, in Bayern (fast) kein „natürliches“ Gewässer mehr, alle Fließgewässer sind von Menschenhand gemacht oder beeinflusst, also „kulturell“; es gelte abzuwägen.

Viele der knapp 50 Zuhörer waren offensichtlich gut vorinformiert; die Diskussion verlief sachlich und auf hohem Niveau. Zunächst zu technischen Details (z.B. wie schnell sind Langsamläufer-Turbinen).

In der Diskussion meldeten sich dann, wie zu erwarten, Mitglieder von Naturschutzverbänden zu Wort. Sie hatten ein Faltblatt ausgelegt, das im Netz heruntergeladen werden kann, und beriefen sich inhaltlich teilweise hierauf. Erkennbar waren sie oft nicht einheitlicher (Fach-) Meinung.

Zum einen wurden die Naturschutzverbände aus dem Publikum gefragt, warum sie aus dem Forum Wasserkraftnutzung ausgestiegen seien. Antwort: Es habe keine Parität gegeben, sie wären jederzeit überstimbar, die Grundlagenpapiere seien nicht verhandelbar gewesen. Antwort *Grambowski*: Fünf Gruppierungen (Kommunen, Naturschutzverbände, Fachbehörden, Ministerien etc.) seien angesprochen worden, jede konnte selbständig fünf Mitglieder bestimmen; abgestimmt werde im Forum nicht, es gehe um Wissensvermittlung und Verständigung. Das Forum laufe erfolgreich weiter.

Hauptkritik der Naturschutzverbände: Von den 4.250 Wasserkraftanlagen in Betrieb sind nur rund 250 wichtig; die übrigen 4.000 erzeugen nur 1% des bayerischen Stroms, aber es entstehen ganz erhebliche ökologische Eingriffe für Flora und Fauna. Da sollten nicht zusätzliche Kleinwasserkraftwerke mit



Barrierewirkung in Fließgewässer eingebaut werden. *Grambow*: Neue Querbauwerke in Fließgewässern werden nicht mehr genehmigt, es geht um Ertüchtigung bestehender Anlagen.

Forderung: Ökologische Ertüchtigung bestehender WK-Anlagen, z.B. mittels fischverträglicherer Turbinen und Auf-/Abstiegshilfen. Hierzu reicht derzeit die Gesetzeslage aber nicht aus: Vielfach handelt es sich um privatwirtschaftliche Anlagen mit generationenlangen Genehmigungen; neue gesetzliche Schutzzeingriffe gibt es nicht, staatliche Fördermaßnahmen zur freiwilligen Ertüchtigung auch nicht (auch dies wäre eine gute Idee). Rückbau von Bestandsanlagen haben die Vertreter der Naturschutzverbände übrigens nicht gefordert.

Zusammenfassend: Wer diese Veranstaltung versäumt hat, hat etwas versäumt. Die Umwelt-Akademie bleibt am Thema dran.

Referent:

Dr. Martin Grambow

Zusammenfassung:

Dr. Andrea Hübner
Die Umwelt-Akademie e.V.

Händel in England



Georg Friedrich Händel

Als Georg Friedrich Händel 1710 mit 25 Jahren nach England kam, hatte er sich als junger Komponist in Italien bereits einen Ruf erworben. Von dort zurückgekehrt, trat er frisch in den Dienst des Kurfürsten Georg von Hannover. Der gewährte ihm für eine Londonreise angemessenen Urlaub. Doch in London richtete sich Händel dauerhaft ein, und wenn er dort ab 1714 dennoch wieder seinem deutschen Landesherrn diente, so deshalb, weil mit dem Tod von Queen Anne (von Nassau-Oranien) der englische Thron an den Hannoveraner Kurfürsten fiel. Nicht der Musiker ging zurück zu seinem Fürsten, der Fürst folgte dem Hofkomponisten nach London.

Dank der besonderen Gunst der Königin hatte Händel schon in den ersten Jahren in England hohe Geltung erlangt. Die lange Reihe seiner staatszeremoniellen Musiken nahm bereits 1713 mit dem Utrechter *Te Deum* ihren Anfang. Der Geneigtheit Georgs I versicherte er sich erneut, so will es die Überlieferung, anlässlich einer Themsefahrt mit seiner *Wassermusik*. Georg II, der seinem Vater 1727 auf dem Thron folgte (dem Jahr, in dem auch Händel englischer Staatsbürger wurde), war Händels größter Gönner. Zu seiner Krönung entstand das *Coronation Anthem Zadok the Priest*, das noch heute zum englischen Krönungszeremoniell gehört. Georg II war es auch, der sich beim

„Hallelujah“ in *Messiah* spontan von seinem Sitz erhob und damit die Gepflogenheit begründete, nach der noch heute das Publikum in England zu diesem Jubelchor aufzustehen pflegt. Die Geste war ursprünglich mehr als eine äußerliche Konvention. Das Volk, das dieser König im Lobpreis anführte, begriff die biblische Auserwähltheit des Volkes Israel auch als die seine. Dessen Gott war sein Gott, dem für die Triumphe in Politik und Kriegen zereemonieller öffentlicher Dank gebührte. Diesen Dank drückte Händels Musik aus.

Händel war englischer Patriot. Seine Kunst war nicht Fürstendienst. London gab Händel andere Freiheiten. Dort herrschte unter dem Monarchen eine Oligarchie von Adeligen, die wiederum für Dichter, Architekten, Maler und Musiker Mäzene waren. Sie zollten dem Patronat Reverenz, doch es forderte nicht ihren unterwürfigen Dienst. So förderte ein Mäzenatentum im England des frühen 18. Jahrhunderts die Eigenständigkeit der Kunst und damit zugleich das geistige Selbstbewusstsein der Künstler.

Mit den Wurzeln der Religiosität aus seiner mitteldeutschen Heimat verband sich in Händel eine weltoffene Humanität, empfänglich für die englische Aufklärung des Age of Reason in ihrer christlich-humanistischen Prägung. An

deren Entfaltung nahm er bald auch selbst bedeutenden Anteil. Er war geistiger Zeitgenosse eines *Alexander Pope*, *John Arbuthnot*, *Jonathan Swift* oder *John Gay*. In seinem Künstlertum und Kunstbewusstsein trat er ihnen ebenbürtig zur Seite.

Von Anbeginn bestärkte *Händels* jugendliche Eindrucksfähigkeit seinen Drang, sich in die musikalischen Traditionen ebenso wie in die Sprache, die Dichtung und das Verständnis für die Dichtung seiner neuen Heimat einzufühlen und hineinzudenken. Ein frühes Zeugnis seiner Assimilationskraft ist das pastorale Singspiel *Acis and Galathea* (ca. 1718), in dem er eine mythologisch-musikalische Idee seiner italienischen Zeit in den geistigen Raum englischer Musik und Dichtung transponierte. *John Gay* – der später in *The Beggars' Opera* die italienischen Opern *Händels* gnadenlos parodieren sollte – schrieb das Libretto. Hier beginnt eine Symbiose *Händel'scher* Musik mit der englischen Sprache und Dichtung, die mit den Jahren immer eindringlicher wird. *Händel* setzt zwei *Cäcilienoden* von *John Dryden* (*A Song for St. Cecilia's Day* und *Alexander's Feast*) oder ein dramatisches Libretto von *William Congreve* (*Semele*) zu Musik. Er vertont *John Miltons* Doppelgedicht *L'Allegro* und *Il Penseroso*, samt eines dritten, vom Librettisten *Charles Jennens* verfassten Teils, *Il Moderato*. *Miltons* epische

Dichtung *Samson*, nach Art einer griechischen Tragödie gehalten, strukturiert er kongenial als Musikdrama. Er arbeitet zu seinen dramatischen Oratorien, wie z.B. *Hercules*, *Solomon*, oder *Jephtha*, mit Libretti, die allesamt von englischer Dichtungssprache durchdrungen sind, oder seine Musik gründet auf der englischen Bibelsprache, wie etwa in *Israel in Egypt*, und natürlich in *Messiah*.

Was *Händel* aber vor allem an London faszinierte, war das freie Unternehmertum, das sich ihm da eröffnete. Es war sein ehrgeiziger Wunsch, eine maßgebliche Rolle bei der Einbürgerung der italienischen Oper in das englische Theater zu spielen. Das Sprechtheater in England, wiederbelebt nach der Restauration des Königtums von 1660, geriet um die Wende zum 18. Jahrhundert unter bürgerlich-religiösen Druck. Die tragende Schicht des Theaterpublikums, der Adel und ein arriviertes Patriziertum, wich ins Private aus. Es wurden clubartige Organisationsformen für die Veranstaltung und zur Finanzierung ihrer Exklusivtheater geschaffen. Viele Mitglieder des elitären Publikums dürften auf ihren Bildungsreisen auf dem Kontinent den modischen Reiz der italienischen Oper erfahren haben. Warum sollte man in London darauf verzichten? Hier sah *Händel* seine Gelegenheit. Rund 30 Jahre lang verschrieb er sich der italienischen Oper



in England: Glänzende Triumphe in London, Rekrutierungsreisen auf dem Kontinent, um (ob in Italien, ob in Dresden) die besten Sänger – die Fußballstars ihrer Zeit – einzukaufen. In London gab es zudem hin- und herwogende Rivalitäten, Skandale, Anfeindungen und mehrfache Unternehmenskrisen, die zu Bankrott und Wiederaufbau führten und bei *Händel* selbst zu ernsthaften, gewiss auch psychosomatisch zu erklärenden, gesundheitlichen Einbrüchen führten. All dies hat er durchgestanden. Doch Ende der 1730er Jahre erwies sich die Gattung der italienischen Oper endgültig in England als nicht mehr überlebensfähig.

Hatte sich deren Publikum ins private Theater zurückgezogen, so erstarkte öffentlich umgekehrt das Bürgertum zur wirtschafts- und staatstragenden, allmählich dann auch zur kunstbestimmenden Schicht. Dem Theater als Institution aber setzte es moralischen Widerstand entgegen. In einem entscheidenden Moment entzündete sich der Antagonismus an *Händel* selbst. Die Oper *Esther* aus dem Jahr 1732 verwendete einen biblischen, nicht einen klassisch-mythologischen Stoff, wie es die italienischen Opern üblicherweise taten. Entsprechend war der Text englischer Bibeltext. Doch: Gottes Wort inszeniert auf dem Theater? Der Bischof von London erließ ein absolutes Aufführungsverbot für biblische Stoffe auf der Bühne.

Händel komponierte auf dieses Verbot hin nicht etwa direkt seine biblischen Oratorien zu konzertanter Aufführung. Diesen Schritt tat er erst rund zehn Jahre später. Seine erste Reaktion war, von biblischen Stoffen ganz abzulassen und eben, wie geschildert, bis Ende der 30er Jahre sich an die italienischen Oper zu klammern. Die Überwindung der Krise, die deren endgültiges Ende verursachte, ist durch zwei Kompositionen gekennzeichnet: Das bisher nur als Dichtung vorliegende Oratorium *L'Allegro, Il Penserioso and Il Moderato* und das Oratorium nach dem Buch Exodus, dem ersten Buch Mose, *Israel in Egypt*.

In poetologischer Regelerfüllung hat *Charles Jennens Miltons* gedanklich kontrastierte zwei Gedichte *L'Allegro* und *Il Penserioso* durch seinen eigenen Zusatz *Il Moderato* erweitert. Die zwei von *Milton* abgeleiteten Teile *L'Allegro* und *Il Penserioso* hat er kleinteilig dialogisch angelegt und damit eine Opposition konstruiert von ländlichem Naturleben (*L'Allegro*) und städtischem Kulturleben (*Il Penserioso*). Das ist epochenkonventionell – und der Ausgleich in *Jennens*'eigenem *Il Moderato* ist daraus logisch, das heißt: ideologisch, die zwingende Folge. Sprachlich ist *Il Moderato* kaum erträglich. *Händel* aber vermag dem Text ein Schlussduett abzugewinnen, das verstehbar wie erfahrbar macht, als welches reine Kraft aufklärerisches Denken empfunden werden kann:

*As steals the morn upon the night
And melts the shades away:
So truth does fancy's charm dissolve,
And melts the shades away,
The fumes that did the mind dissolve,
Restoring intellectual day.*

Wir begreifen sinnlich, denn wir hören, wie wahr es ist, vom Geist eines christlichen Humanismus in der englischen Aufklärung zu sprechen.

Dass die Libretti zu *Händels* Kompositionen aus *Milton* oder *Shakespeare* gespeist sind, wie aus einer Vielfalt weiterer Dichtungstexte, ist das Werk der Librettisten. Für *Thomas Broughton* dürfte es bei der Kompilation des Textes zu *Händels* dramatischem Oratorium *Hercules* ebenso selbstverständlich wie arbeitsökonomisch sinnvoll gewesen sein, zur Benennung des zentralen Themas der Eifersucht in die Schatztruhe *Shakespeare* zu greifen. Der Text des Chores beispielsweise:

*Jealousy, infernal pest /
Tyrant of the human breast*

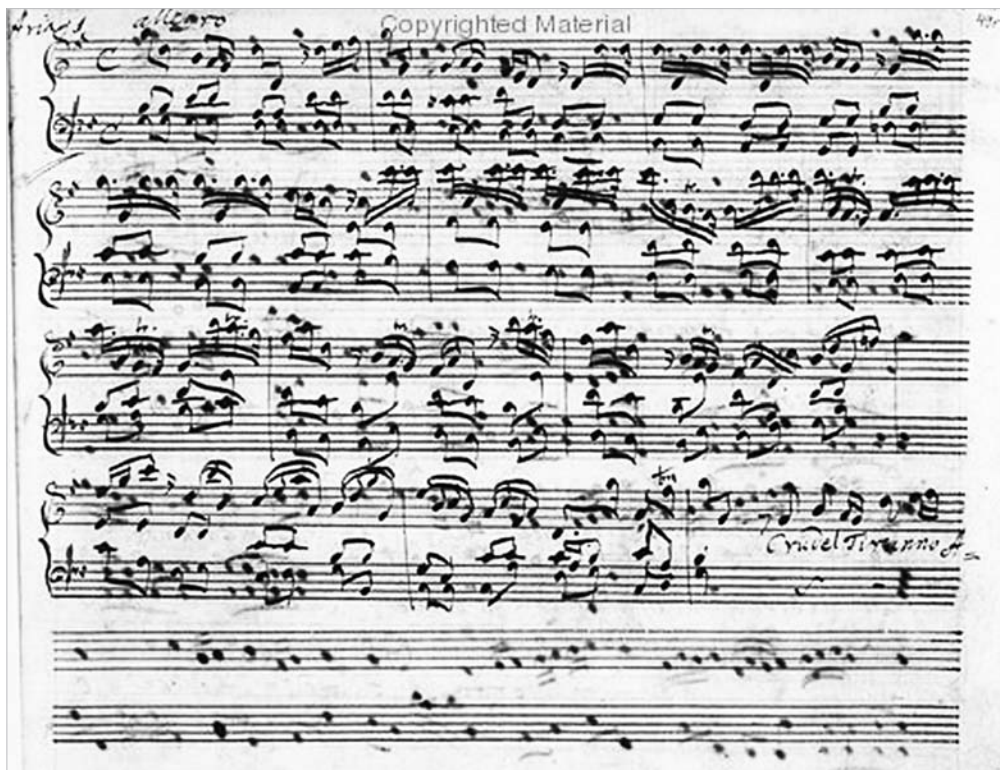
fasst den Wahn der Leidenschaft direkt in shakespearesche Worte:

*Trifles / light as floating air /
strongest proofs to thee appear.*

In *Othello* heißt das (aus *Jagos* Munde):

*Trifles light as air /
Are to the jealous confirmations strong /
As proofs of holy writ!*

Doch dass *Händel* hier *Shakespeare*-Worte vertont, ist nicht das für das Werk *Hercules* Entscheidende. An ihm zeigt sich exemplarisch *Händels* Gewinn aus seiner Opernkunst für sein Komponieren zu konzertanter Aufführung. Oratorien waren diejenigen seiner Werke, die das genannte strikte Verbot einer Theatralik der Inszenierung, sowie von Bühnenaktion und Kostümierung handelnder Personen, respektierten. Wie *Hercules* belegt, war die *Händel*-sche Gattung 'Oratorium' jedoch keineswegs auf biblische Stoffe begrenzt. Auch war sie zur Aufführung im Theater, nicht in der Kirche, geschaffen. Insgesamt tritt mit den Oratorien ab den 1740er Jahren in Erscheinung, dass *Händel* zu neuer musikalischer Ausdruckskunst gefunden hat, durch die er seinen dramatischen Sinn und sein Verständnis für die Seelenzustände der Personen ganz und allein der Musik überantwortet. An Intensität der Handlungsentwicklung und Durchdringung der Figuren übertreffen die Oratorien oft noch die italienischen Opern. *Händels* musikkompositorische Verfahren zur dramatischen Strukturierung sind denen der Opernkunst



Original-Handschrift Georg Friedrich Händels

Mozarts ebenbürtig. In diesem Sinne war Georg Friedrich Händel der größte Dramatiker des englischen Theaters seit *Shakespeare*. Dramatische Sinnstrukturierung gelingt Händel, wenn nicht thematisch, wie in *Hercules*, so über die Disposition des Stoffes und stoffbezogene Korrelierung der Figuren wie in *Solomon* (1748). Jeder der drei Teile dieses Oratoriums rückt Herausragendes aus dem biblisch berichteten Leben des Königs Salomo in den Brennpunkt: den Tempelbau (Teil I); das salomonische Urteil gegenüber den beiden Frauen, die beide dasselbe Kind als das ihre beanspruchen (Teil II); und den Besuch der

Königin von Saba (Teil III). Der Hohepriester Zadok bestätigt zeremoniell jeden der drei Gipfelmomente und damit kraft seines Priesteramtes den König Salomo in seiner gottbegnadeten Herrschaft. Sein Gottesgnadentum beweist sich vor allem im Gelingen seines großen Tempelbauprojekts – was schon recht calvinistisch, im Geiste der Religiosität des nunmehrigen Händelschen Publikums, des merkantilen Bürgertums, gedacht ist. Ob des Tempelbaus preist Salomo dann auch die Königin von Saba bei ihrer Ankunft. Bei der (biblisch verbürgten) Begegnung sind ihre Gastgeschenke Gold und Edelsteine und Wohlgerüche ihres Landes (wir

übersetzen: Weihrauch und Myrrhen). Denn *Salomos* Gast ist die Königin aus dem Morgenlande, die ihm, dem Sohn *Davids*, ihre Huldigung darbringt.

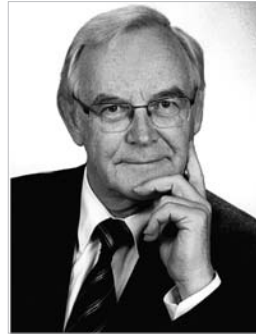
Über diesen epiphanischen Moment hinaus wird das Werk noch mit gesellschaftlichen und politischen Analogien weiter angereichert. Das Oratorium kann, (gesellschaftlich gesehen), als Reverenz an *Lord Burlington*, den großen Londoner Mäzen, verstanden werden, der wenige Jahre zuvor den Bau seiner prachtvollen palladinischen *Villa Chiswick* vollendet hatte. Politisch gesehen war es *Georg II.*, Englands König, jüngst geglückt, die schottische Rebellion niederzuwerfen und so das Reich zu erhalten und zu festigen. Mittels des Doppelchors, mit dem das Oratorium schließt, vereinen sich *Burlington*, *Georg II.* und *Solomon* mit dem Volk Israels/Englands, dem auserwählten, im Lobpreis Gottes. Da ist es noch einmal der Tempel, will sagen die Villa, will sagen das Reich, wofür der Gesang Dank sagt. *Georg Friedrich Händel*, der protestantisch-mitteldeutsche Musiker in England, bekräftigt dies mit dem ins Stimmengeflecht schließlich aufgipfelnd eingebrachten Choral „*Ein feste Burg ist unser Gott*“, aus dem er am Ende erkennbar die Zeile anzitiert: „*Das Reich muss uns doch bleiben.*“



Prof. Hans Walter Gabler referierte über Georg Friedrich Händel und dessen besondere Beziehung zu England

Referent:
Prof. Hans Walter Gabler

Das II. Vatikanische Konzil. Was hat es gebracht – was ist geblieben?



Prof. Dr. Peter Neuner

Fünfzig Jahre nach Beginn des II. Vatikanischen Konzils (1962-1965) ist dessen historische Erforschung in eine neue Phase getreten. Inzwischen sind die meisten Archive der wichtigsten Bischöfe und Theologen des Konzils zugänglich. Briefe, Tagebücher, eingeholte Gutachten zeigen oft sehr viel deutlicher als die verabschiedeten Dokumente deren Entstehungsprozesse. Vor allem machen sie deutlich, wie sehr die vorgetragenen Positionen auseinandergingen und wie um Kompromissgerungen wurde.

Es ist ein Charakteristikum der Konzilien seit Nicäa (325), dass sie, jedenfalls in ihren Entscheidungen, nicht Mehrheitsbeschlüsse fällen, sondern Einmütigkeit anstreben. Nachdem das II. Vatikanum nach Vorgaben von *Papst Johannes XXIII.* keine Lehrverurteilungen aussprechen sollte und mit seiner Minderheit so fürsorglich umgegangen ist, wie bislang noch kein anderes Konzil in der Geschichte der Kirche, war es eine gewaltige Herausforderung, diese Einmütigkeit zu finden. Wie weit die Positionen zu Konzilsbeginn auseinander lagen, zeigt am besten die Tatsache, dass am Ende der ersten Sitzungsperiode im Dezember 1962 alle der rund 70 vorbereiteten Textentwürfe der Römischen Kurie abgelehnt waren. Lediglich den Text zur Liturgie erachtete man für verbesserungsfähig, alles andere war vom Tisch.

Das Konzil musste in seiner Arbeit ganz neu beginnen.

In dieser Situation spielten neben den französischen die deutschsprachigen Bischöfe und Theologen eine wichtige Rolle. Der Münchner Erzbischof *Julius Kardinal Döpfner* wurde von *Papst Paul VI.* beauftragt, einen Entwurf für den Neustart zu entwerfen. Dieser „Döpfnerplan“ hat das Konzil ab seiner zweiten Sitzungsperiode geprägt, selbst wenn er im Verlauf der Arbeiten immer wieder modifiziert werden musste. Döpfner wurde zu einem der vier Moderatoren des Konzils ernannt, denen ab Herbst 1963 die Leitung des Konzils oblag. In den Auseinandersetzungen mit den konservativen Kreisen, die weithin die römische Kurie beherrschten, wuchs ihm eine Sprecherrolle im sogenannten "Rheinbund" zu, ein Begriff, unter dem die eher progressiv geprägten französischen und deutschen Kardinäle zusammengefasst und von der Gegenseite oft heftig kritisiert wurden.

Wichtigster Berater der deutschen Bischöfe war *Karl Rahner*, der in den Jahren des Konzils von seinem Lehrstuhl für Dogmatik an der Universität Innsbruck auf den Guardini-Lehrstuhl an der LMU in München wechselte. *Rahner* zögerte zunächst, die Einladung *Kardinal Königs* (Wien) anzunehmen, ihn als



II. Vatikanisches Konzil

Konzilstheologen zu begleiten. Er war mehrfach von der römischen Glaubenskongregation gemäßigelt worden und galt im Vatikan als verdächtig. Angesichts der Texte der Vorbereitungscommissionen befürchtete nicht nur er, das Konzil würde einem streng konservativen und apologetischen Geist folgen. Er fuhr zum Konzil, wie er in einem Brief schrieb, um beizutragen, das Schlimmste zu verhindern.

Seine Stunde kam, als am Ende der ersten Sitzungsperiode alle Entwürfe vom Tisch waren und die Arbeit neu beginnen konnte. Er wurde von den deutschen Bischöfen gebeten, Entwürfe zu den Dokumenten über die Offenbarung und über die Kirche zu verfassen. Er war federführend in diesen ad-hoc-Kommissionen, in denen unter anderen auch *Joseph Ratzinger*, *Michael Schmaus*, *Johannes Hirschmann* und *Edward Schillebeeckx* mitarbeiteten. Die deutschen Bischöfe machten sich diese Entwürfe zu eigen und brachten sie als Vorschläge ins Konzil ein. Dort wurden sie weiter besprochen, überarbeitet, mit anderen Entwürfen konfrontiert, bis



die Texte zum Abschluss des Konzils endgültig mit überwältigender Mehrheit verabschiedet werden konnten. *Rahner* hat immer wieder darauf aufmerksam gemacht, dass sich keine Formulierung in den Konzilsdokumenten ungeboren auf ihn zurückführen lässt, zu viele Stimmen mussten berücksichtigt werden und zu unterschiedliche Positionen waren aufeinander geprallt. Dass das Konzil, angesichts der



Kardinäle während des Konzils am Petersplatz in Rom.

überaus schwierigen Ausgangslage, letztendlich zu einer solchen Einmütigkeit kommen konnte, ist die vielleicht erstaunlichste Tatsache dieser Versammlung.

Preis für diese Einmütigkeit waren natürlich Kompromisse, die das Konzil eingehen musste. Verschiedentlich hat man offene Formulierungen gewählt, die jeder in seinem Sinne verstehen und darauf vertrauen konnte, dass sich seine Interpretation in der Rezeption der Dokumente dann schon durchsetzen würde. Faktisch wird man – im Ganzen gesehen – nicht bezweifeln können, dass sich die konservativen Strömungen, die am Ende der ersten Konzilssessio weithin untergegangen schienen, nach Ende des Konzils wiederum durchzusetzen vermochten und die Umsetzung in die kirchliche Praxis in ihrem Sinn zu steuern wussten.

Dennoch, selbst wenn es nur sehr begrenzt rezipiert wurde, das Konzil stellte einen

Aufbruch dar, der sich nicht wieder rückgängig machen lässt. Die Neugestaltung der Liturgie, die von der Gemeinde als Einheit getragen wird und nicht mehr Sache eines isolierten Priesters darstellt, das Bewusstsein der Gläubigen, Kirche zu sein und nicht allein Objekt kirchlicher Seelsorge, die ökumenische Öffnung auf die anderen christlichen Kirchen, die Wertschätzung der Religionen: All das war in der Kirche vor dem Konzil weithin unbekannt und derartige Tendenzen wurden im 19. und im frühen 20. Jahrhunderts mehrfach als irrig oder häretisch verurteilt. Die deutlichste Neubesinnung stellt das Dekret über die Religionsfreiheit dar. Es hat mit der überkommenen Vorstellung einfach gebrochen, der zufolge nur die Wahrheit ein Recht habe, nicht aber der Irrtum. Demgegenüber gründet das Konzil die Religionsfreiheit auf die Würde der menschlichen Person, die dieser unbedingt zukommt, unabhängig von ihrer Fähigkeit, die Wahrheit zu finden.



Gläubige strömen zum Petersdom; im Hintergrund Kirchenfürsten.

Dies war ein neuer Ansatz, der sich in kirchlichen Dokumenten vorkonziliarer Zeit nicht finden ließ. Kein Wunder, dass der französische *Erzbischof Lefèbvre*, und mit ihm die von ihm gegründete Pius-Bruderschaft, dieses Dokument als im Widerspruch zur verbindlichen Lehre der Kirche stehend abgelehnt hat und dem Konzil nicht weniger als Abfall vom Glauben und Häresie vorwirft. Die römische Kurie hat sich in den vergangenen Jahrzehnten intensiv bemüht, dieser Gruppierung die Rückkehr in die Kirche zu ermöglichen. Sie hat dabei eine Interpretation des Konzils propagiert, die von vielen als dessen In-Fragestellung kritisiert wurde. Letztendlich waren diese Bemühungen nicht erfolgreich. Die Piusbruderschaft hat definitiv erklärt, dass sie das Konzil in entscheidenden Aussagen für häretisch und mit dem Glauben der Kirche unvereinbar hält. Man muss wohl davon ausgehen, dass die Kirchenspaltung, die sich aus den konziliaren

Erneuerungen ergeben hat, die katholische Kirche auf Dauer begleiten wird. Dies zeigt besonders deutlich, dass die Neuansätze des Konzils wesentlich tiefer gehen, als im öffentlichen Bewusstsein weithin bekannt, und dass sie sich nicht in der Feier der Liturgie in der Landessprache erschöpfen.

Referent:

Prof. Dr. Peter Neuner
für den Mittwochskreis

Was wissen wir von Goethe?

Bild rechts:

Johann Wolfgang von Goethe
auf einem Ölgemalde von
Joseph Karl Stieler, 1828

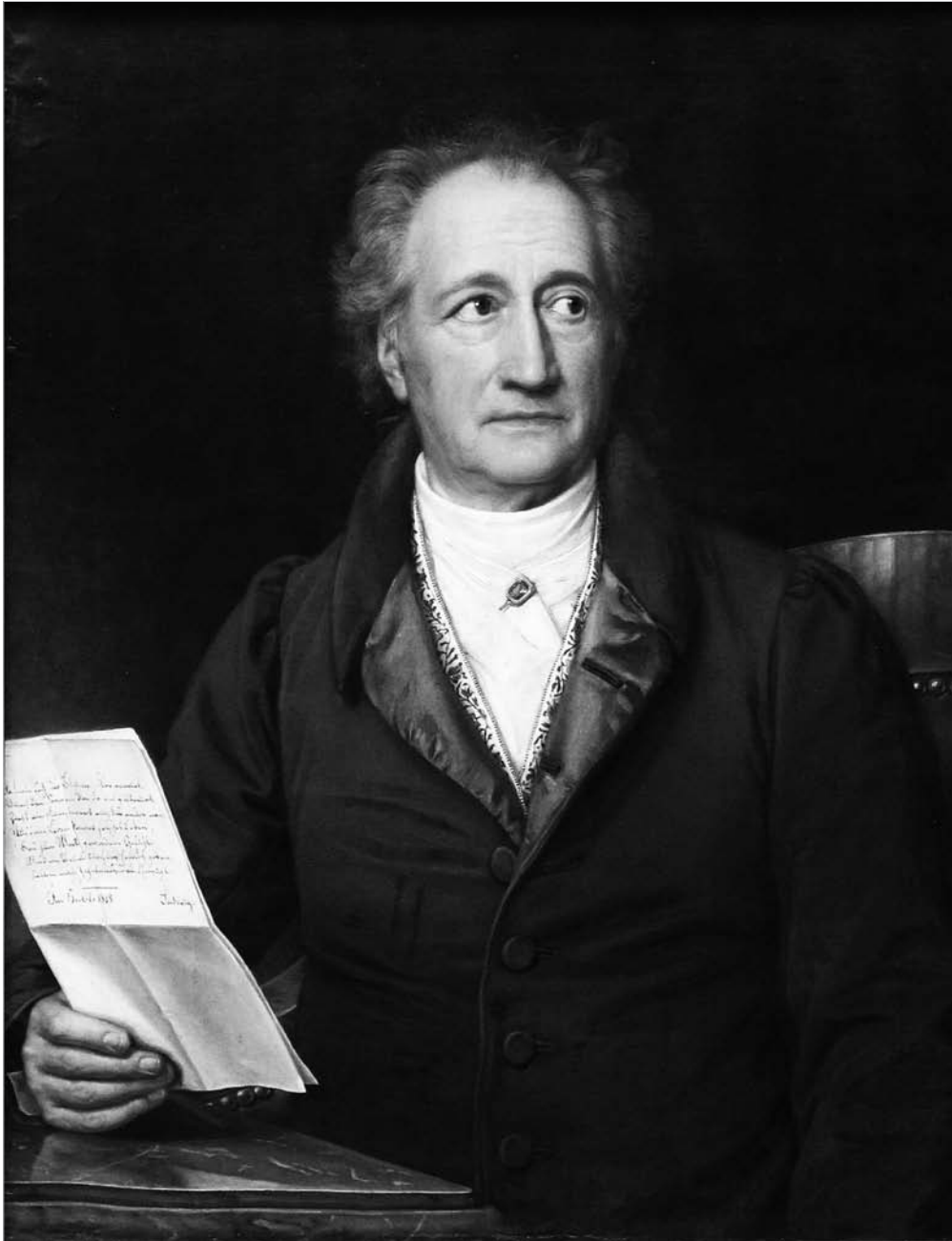
In zwei Vortragszyklen widmete sich die *Goethe-Gesellschaft München* dieser Frage.

Nachdem schon seit September 2011 bekannte Wirkungszentren *Goethes* wie etwa Straßburg, die Schweiz oder der Harz in den Blick genommen wurden, setzte sich die Reihe am 16. Januar 2012 mit einem Vortrag der Leiterin des *Goethe-Museums Düsseldorf*, *Dr. Heike Spieß*, fort, die die Bedeutung Düsseldorfs für Leben und Werk *Goethes* herausarbeitete. Am 13. Februar 2012 berichtete der Präsident der *Goethe-Gesellschaft Weimar*, *Dr. habil. Jochen Golz*, unter dem Motto „*Stapelstadt des Wissens oder närrisches Nest*“ über „Jena, mit *Goethes* Augen gesehen“. Am 12. März 2012 erregte *Prof. Dr. Albert Meier* (Kiel) das Interesse der konzentrierten Zuhörer, als er *Goethes* im Grunde enttäuschende Erfahrungen in Sizilien Revue passieren ließ, wie der Untertitel seines Vortrags andeutete: „*Goethes seekranke Betrachtungen auf der Königin der Inseln*“. Am 16. April 2012 warb *Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher* aus Halle in seinem Vortrag durch ein sprechendes *Goethe-Zitat*: „*Versäumen Sie ja nicht, sich in Halle umzusehen*“ damit, auf *Goethes* Spuren zu wandeln. Zum Abschluss der zweiten Hälfte des Vortragszyklus stellte *Prof. Dr. Rolf Selbmann* (München) am 7. Mai 2012 die *Goethe-Denkmäler in Deutschland in Wort und Bild* vor.

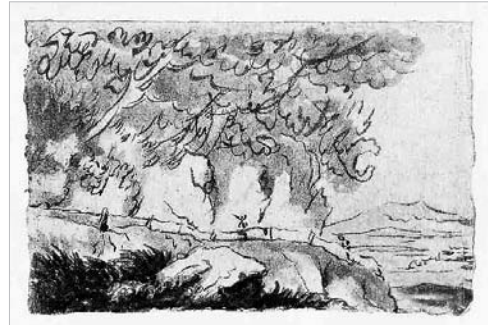
Nach diesem topografischen Zugriff auf ihren Namenspatron näherte sich die *Goethe-Gesellschaft München* unter dem Titel „*Biografie und Autobiografie*“ einem Bereich von *Goethes* Werkgeschichte, der in gefährlicher Nähe zur Biografie-Schnüffelei angesiedelt ist.

Schließlich hat *Goethe* selbst nicht wenig dazu beigetragen, diesen Zusammenhang von ganz privatem Ich, dem der Öffentlichkeit ausgelieferten Werk und seiner Wirkung zu befördern. *Goethes* bekannter Satz: „*Alles was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession*“ stammt freilich aus seiner Autobiografie *Dichtung und Wahrheit*, ist also erst im hohen Alter und im Rückblick auf seine Jugendgedichte formuliert. Daneben gibt es noch einen anderen *Goethe*, der gegenüber *Eckermann* am 17. Februar 1830 über seine Werke formulierte:

Es sei „*kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden.*“
Und es gibt noch eine weitere Selbstaussage *Goethes*, aus der große Zweifel hervorgehen, ob das Ich, das den Mittelpunkt eines Werks ausmacht, überhaupt existiert. Das Motto des Vortragszyklus nimmt darauf Bezug:
„*Was bin ich denn selbst?
Was habe ich gemacht? [...]
Mein Lebenswerk ist das eines Kollektivwesens,
und dies Werk trägt den Namen Goethe.*“



Die Solfatara von Pozzuoli,
lavierter Tuschzeichnung Goethes, 1787



Es eröffnen sich also drei Aspekte, wenn man sich mit *Goethe* unter der Perspektive des Biografischen beschäftigt:

1. *Goethe* hat sein Leben selbst als ein autobiografisches Großprojekt betrachtet, das er als symbolhaft überliefern wollte, angefangen bei seiner Autobiografie *Dichtung und Wahrheit*, fortgesetzt durch das Tagebuch seiner *Italienischen Reise* und die Kampagne in Frankreich, abgeschlossen mit dem von ihm selbst veröffentlichten *Briefwechsel mit Schiller*, den er als eine Art Denkmal der Weimarer Klassik verstanden wissen wollte.

2. Ist *Goethe* als Biograf anderer aufgetreten; genannt seien nur diejenigen über *Benvenuto Cellini*, *Johann Jakob Winckelmann* oder *Philipp Hackert*.

3. Erscheint *Goethes* Lebenswerk im Spiegel seiner Leser. Hier ist von einer Rezeptionsgeschichte zu künden, die in unzähligen Versuchen auftritt, *Goethe* zu ‚einem von uns‘ zu erklären, ihn sich einzuverleiben oder den Anspruch zu erheben, in der eigenen Gegenwart (angeblich) in seinem Namen sprechen zu wollen.

Dr. Christian Klein (Wuppertal) umriss am 1. Oktober 2012 mit seinem Vortrag „*Leben in Worten – Biografik zwischen Theorie und Narration*“ die grundsätzlichen Grenzen und Möglichkeiten biografischen Schreibens.

Am 22. Oktober 2012 setzte sich *Prof. Dr. Reiner Wild* (Mannheim) mit dem für *Goethe* geprägten Begriff der ‚Erlebnislyrik‘ auseinander.

Am 19. November 2012 stellte *Prof. Dr. Ernst Osterkamp* aus Berlin *Goethe* als einen Biografen anderer vor. An einem nur scheinbar nebensächlichen Werk wie *Goethes* Biografie über *Winckelmann* konnte er zeigen, wie präzise *Goethe* selbst zwischen tatsächlich Erlebtem und literarisch Verarbeitetem unterschied.

Am 10. Dezember 2012 brachte *Julia Cortis*, die bekannte Sprecherin beim Bayerischen Rundfunk, auto-biografische Texte *Goethes* zu Gehör, die *Dr. Johannes John* von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ausgewählt und zusammengestellt hatte. Der Vortragszyklus wird 2013 mit Beiträgen über *Goethes* Strategien der Selbstdarstellung, mit *Goethe* als Briefschreiber und seinem Verhältnis zu seinem Sohn August, mit der Logik der Textur in seinen Altersromanen und einem Ausblick auf die Geschichte der *Goethe*-Biografien fortgesetzt.



Goethe in der Campagna,
Ölgemälde von
Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, 1787

Zusammenfassung:
Prof. Dr. Rolf Selbmann
Goethe-Gesellschaft München

Institutionenwandel in post-sowjetischen Staaten

Der Workshop diskutierte die Entstehung, den Wandel und den Transfer von Institutionen in den post-sowjetischen Staaten. Dabei ging es um die Rezeption und Aneignung fremder Institutionen durch Akteure, die diese nutzen, um ihre Interessen zu verfolgen und gesamtgesellschaftlich verbindliche Entscheidungen zu treffen.

Der Transfer ökonomischer Institutionen nach Russland und in andere Nachfolgestaaten der Sowjetunion, der Anfang der 1990er Jahre durch die Weltbank und den IMF vorangetrieben wurde, hat ebenso wenig wie die vielfach durch westliche Akteure beratenen Prozesse der Verfassungsgebung und Einrichtung von Verfassungsgerichten, der Entscheidung für Regierungs- und Wahl- bis hin zu Sozialsystemen zur einfachen Übernahme von Blueprints geführt. Vielmehr finden sich überall Bricolage und Rekombination aus ererbten und importierten Institutionen und institutionellen Leitideen, ihre Umdeutung und Anpassung, aber auch institutionelle Innovationen. Folgende Fragen standen im Mittelpunkt des Workshops:

- Welche Quellen und Vorbilder zitieren die politischen, ökonomischen oder rechtlichen Institutionenentwürfe in post-sozialistischen Ländern? Welche Rolle spielen (akzeptierte, verworfene oder modifizierte) Importe von Institutionen, nationale Referenzinstitutionen sowie institutionelle Innovationen für die Legitimationsstrategien der Eliten?

- Wie werden Anleihen bei institutionellen Leitideen aus anderen Kontexten begründet, anverwandelt und in politischen Auseinandersetzungen instrumentalisiert? Wie ändern sich Institutionen aufgrund ihrer Einbettung in konkrete Kontextbedingungen?
- Handelt es sich bei den jeweiligen institutionellen Lösungen um regionalspezifische, historisch-kulturell gewissermaßen „erzwungene“ und „richtige“ Antworten auf universelle Herausforderungen der globalisierten Moderne – oder sind sie das Ergebnis der Interaktion interessengeleiteter Akteure, die gesellschaftlich konstruierte Geschichtlichkeit in der Auseinandersetzung mit anderen Akteuren zu nutzen und sich damit durchzusetzen verstehen?

Zusammenfassung:

Prof. Petra Stykow

Mitglied:

Prof. Martin Schulze-Wessel

Wozu normative politische Theorie?

Am 7. Juli 2012 veranstaltete das Voegelin-Zentrum unter Leitung von PD Dr. Ch. Schwaabe erneut ein ganztägiges Symposium am IBZ.

Studierende und Doktoranden der Politikwissenschaft und benachbarter Disziplinen beschäftigten sich diesmal mit der Frage:

WOZU NORMATIVE POLITISCHE THEORIE?

Eine einfache Frage, auf die es jedoch keine einfachen Antworten gibt. Eine Frage, die in besonderer Weise die Politikwissenschaft und ihr Selbstverständnis berührt. Wie verhält sich eine Sozialwissenschaft, sofern sie sich mit Max Weber als empirische Wirklichkeitswissenschaft versteht, zu Fragestellungen, die ganz offensichtlich jenseits des zweifelsfrei Feststellbaren liegen? Andererseits: Sind es nicht letzten Endes die normativen Implikationen des Politischen, die uns an seiner Erforschung erst wirklich interessieren (müssen)? Wieder andererseits: Wenn es in der postmetaphysischen Moderne keine normativen Wahrheiten mehr gibt, welchen Stellenwert hat dann eine wissenschaftliche Beschäftigung mit solch „unbeantwortbaren“ Fragen? Normative Fragen sind wichtig – aber wer ist zuständig? Philosophenkönige? Intellektuelle? Sozialwissenschaftler? Oder eben eine „normative“ politische Theorie? Was immer man darunter verstehen mag...

Die Referenten kamen in diesem Jahr aus München, Frankfurt, Hamburg, Berlin und Warschau.

Zusammenfassung und Mitglied:
PD Dr. Christian Schwaabe

Graciáns Künste

Baltasar Graciáns Werk zeichnet sich durch eine für das Siglo de Oro paradigmatische Vielfalt und Vernetzung verschiedener Wissensdiskurse aus. Dass es außerhalb der fachlichen Grenzen der Hispanistik nur spärlich rezipiert wurde, ist angesichts dieser Heterogenität besonders erstaunlich. Der Workshop verfolgte das Ziel, die Schriften Graciáns aus interdisziplinärer Perspektive neu zu erschließen und zu befragen. Die Leitfrage galt den Künsten: In welchem Verhältnis stehen Lebens-, Denk- und Schreibkunst bei Gracián? Welche Vorstellung und Konzeptualisierung von Wissen beinhaltet jeweils der Begriff „arte“, der im Deutschen meist mit „Kunst“ wiedergegeben wird? Graciáns Künste systematisch zu erfassen, bedeutet zugleich den Versuch, einen Werkzusammenhang zu rekonstruieren, ohne diesen dabei als kohärente Einheit oder geschlossenes System voranzusetzen. Dieser systematische Zugang stellt sich auch der Herausforderung, Graciáns Werk in die bestehenden wie nachfolgenden Diskursformationen der Rhetorik und Poetik, Ethik und Ästhetik einzuordnen.

Zusammenfassung:

Dr. Johanna Schumm

Mitglied:

Prof. Robert Stockhammer

Workshop zur Psychoanalyse und Neurowissenschaft

In seinem Workshop im IBZ widmete Prof. Dr. Mark Solms sich drei Themen.

Vormittags sprach er über seine Traumforschung: im Unterschied zur bisherigen Sichtweise, wonach Traumaktivitäten nur während der sog. „REM“- Schlafphasen möglich sind, hat Dr. Solms durch seine Forschungen nachgewiesen, dass Träume auch außerhalb der REM-Schlafphasen vorkommen können. Solms vertritt die Ansicht, dass seine neurowissenschaftlichen Ergebnisse Freuds psychoanalytische Theorie stützen, der zu Folge Träume eine schlafert haltende Funktion haben.

Nachmittags sprach Dr. Solms über neurowissenschaftliche Forschungen zum Verständnis der Depression. Seine These lautet, dass Depression nicht so sehr über den Serotonin-Stoffwechsel gesteuert wird – die gängigen Medikamente zur Behandlung von Depression greifen hier ein – sondern eher mit den Opioid-Rezeptor-Systemen zu tun hat, weshalb auch andere Medikamente entwickelt werden müssen.

In der letzten Einheit des Workshops zeigte Dr. Solms ein Interview, das er mit einer Patientin geführt hatte. Diese litt in Folge eines Schlaganfalls unter „Neglect“ und „Agnosie“. Sie war nicht fähig, ihre linke Seite bzw. Hand oder

Bein zu bewegen, negierte jedoch vehement, dass etwas an ihrem Körper nicht in Ordnung war; d.h., subjektiv fühlte sie sich völlig gesund.

Referent:

Prof. Dr. Mark Solms

Mitglied:

Prof. Ronald Bodansky

Die Stadtbäche in München - Heutige Bedeutung und künftige Entwicklung der Bäche in München

Die Renaturierung der südlichen Isar in München wird gefeiert. Eine Glanzleistung des Naturschutzes? Ein Kompromiss. Jedenfalls wird die "neue Isar" von der Bevölkerung als naturnahes Wasser wieder erlebt und – nicht immer richtig – genutzt. Schon wird über die Neugestaltung der Isar im Verlauf Münchens heftig diskutiert. Die Stadtbäche Münchens dagegen scheinen vergessen. Dabei waren sie in der Vergangenheit von höchster Bedeutung, fungierten als Abfall- und Abwassergrube, Trinkwasserreservoir, Antriebskraft für Mühlen und Kraftwerke, Produktionsmittel für Gewerbebetriebe (worauf einige Straßennamen noch hindeuten). Eine ökologische Bedeutung der von der Isar abgezweigten Bäche war den Münchnern im Mittelalter und in der aufkommenden Neuzeit nicht bewusst. Das änderte sich erst mit der Suche nach den Ursachen grassierender Seuchen.

1983 hat der Münchner Stadtrat das letzte Mal einen Grundsatzbeschluss zu den Stadtbächen gefasst, um deren Bestand und ökologische Bedeutung festzustellen: Es steht nicht gut um sie. Die meisten sind zugeschüttet, mussten der rasant wachsenden Stadt weichen. Die letzten Bäche, die künstlich versiegt wurden, waren Opfer des U-Bahn-Baus zur Olympiade 1972. Heute fließen nur noch wenige Bäche innerhalb der Stadt, zumeist an deren Rand.

Eine fündige Historikerin und ein verantwortlicher Bauingenieur brachten uns die Bedeutung der Münchner Bäche für eine nachhaltige Entwicklung der Stadt näher.

Referenten:

Dr. Christine Rädlinger
Peter Schaller

Zusammenfassung:

Die Umwelt-Akademie e.V.

Zuhause in den Höhlen Kappadokiens

Bereits vor Jahrhunderten entstanden in der Tufflandschaft der zentralanatolischen Region Kappadokiens optimal klimatisierte Höhlenwohnungen. Als einfache Behausung dienten sie zunächst dem Schutz der frühen Christen, ehe sie durch die osmanische Bevölkerung in eine exponierte Felsarchitektur umgestaltet wurden. Gegenwärtig werden die berühmten unterirdischen Städte für den Tourismus zugänglich gemacht und es entstehen moderne „Boutique-Cave-Hotels“ nebst riesigen neuen Höhlentavernen. Der Vortrag erläuterte die Geschichte der unterirdischen Wohnweise Kappadokiens und schnitt Überlegungen zu einer künftigen energieeffizienten Bauweise an.

Zusammenfassung und Mitglied
Prof. Latife Summerer

Who would be a Poet Laureate

The vast majority of people believe that the appointment of poet laureates by reigning British monarchs is just another example of British eccentricity. However, in this interesting literary-sociological lecture John Flood placed the phenomenon of laureation in a broader historical context starting from Petrarch in the late Middle Ages and continuing down to the laureates of the present day (including the National Poets of Wales and Scotland, as well as the laureates of the USA, Canada and New Zealand). The situation in the German-speaking world was far more bizarre, since the „Altes Reich“ spawned nearly one hundred times as many Imperial Poets Laureate as there have ever been in Britain. Some poets, British and German ones, were eager to obtain the title, and other poets, on the other hand, totally rejected the very idea of becoming poets laureate. The repeated assertion by the British press that the current British laureate, Carol Ann Duffy, is „the first woman poet laureate“ can easily be shown not to be the case.

Referent:
Prof. John L. Flood

Mitglied:
Deutsch-Britische Gesellschaft München

Reifungsprozesse von Psyche und Seele

Anlässlich des 17. Kolloquiums im Dezember 2012 haben sich 14 Psychotherapeuten, Ärzte und Sozialpsychologen mit der Frage befasst: In welchem Stadium des Lebensalters gelten oder empfinden sich Menschen in unseren Breiten Anfang des neuen Jahrtausends als „alt“? Diese Thematik wurde drei Tage lang von einer Gruppe diskutiert, deren Mitglieder sämtlich zwischen 50 und 70 Jahren sind. Als Selbständige stehen sie alle noch im Arbeitsprozess. Sie fühlen sich nach eigenen Aussagen nicht alt, nur „älter“.

Das Bundesfamilienministerium hat zum „Europäischen Jahr des aktiven Alterns“ eine Wanderausstellung organisiert, die auch in München zu sehen war. In den Rahmen dieses allgemeinen Anliegens fügte sich unser diesjähriges Kolloquium gut ein. Die Debatte um die Themen „alt sein, sich alt fühlen und in die Seniorenecke abgeschoben werden“ ist keineswegs nur sozialpolitisch auf Rentenfrage, Pflegeversicherung oder die demografische Entwicklung Mitteleuropas beschränkt. Sie ist vor allem eine Angelegenheit der alternden, somit gereiften und erfahrenen Psyche.

Dieser Aspekt wird in der Öffentlichkeit noch kaum angesprochen. Kann die Gesellschaft im Großen und Ganzen „mitreifen“ und somit das Altwerden und Altsein neu bewerten? Wer legt denn fest, ob und ab wann jemand alt ist? Wer bestimmt die Perspektive?

Die Kriterien haben sich evolutionär verschoben. Das Motto der Ausstellung zeigt die Richtung an: Wer mit weit über achtzig nicht aktiv bleibt, muss sich selbst Vorwürfe machen. Einfach nur herumzusitzen und sinnend von einem langen Leben Abschied zu nehmen anstatt sich im Fitnessraum des Seniorencenters zu betätigen – das ist fast anrühlich geworden, weil es die Budgets der Krankenkassen und damit „die Allgemeinheit“ belastet.

Das objektive Altsein wird vom subjektiven Altfühlen beeinflusst oder sogar ersetzt. Doch wie wirkt sich die herablassende Spiegelung durch die Augen einer zahlenmäßig immer kleiner werdenden Minderheit junger Menschen auf die Psyche einer vierzigjährigen Frau oder eines fünfzigjährigen Mannes aus? Ist der Wunsch – (und die Möglichkeit) – bis in die Neunziger fit zu bleiben, ein Phänomen der Angst vor dem Altsein oder der Beginn einer neuen Ära? Als Grundlage für unsere Diskussion setzten wir das vierzigste Lebensjahr fest. Männer und Frauen bewegt die Frage „Wann bin ich alt?“ auf unterschiedliche Weise. Die Antwort ist abhängig von gesellschaftlichen Bedingungen, von der persönlichen Befindlichkeit, der Wirtschaftslage, vom Gesundheitssystem, u.v.m., auch von der Selbsteinschätzung - mit oder ohne Illusionen. Sogar die Tagesform bestimmt das subjektive Gefühl. Die Geburtsurkunde setzt dem aber eine objektive Wirklichkeit entgegen.

Nach Abschluss unseres Kolloquiums bewegten uns einige fundamentale Überlegungen: Kann die wachsende kritische Masse an Menschen über fünfzig eine „demografische Demokratie“ (die Mehrheit bestimmt!) in die Wege leiten? Macht und Einfluss ausüben anstatt sich abgeschoben zu fühlen oder sich gar abschieben und entwürdigen zu lassen? Darf man jungen Menschen die Deutungshoheit über das Altsein allein überlassen?

WOZU werden Männer und Frauen zwischen 50 und 95 von der Evolution gebraucht? WER braucht sie? Was ist Sinn und Zweck dieser plötzlichen und menscheitsgeschichtlich neuen Entwicklung in vielen Ländern der Erde? Es wird darauf ankommen, das innere Selbstbild und das Selbstverständnis des alternden Menschen zu verändern – Stolz statt Scham.

Zusammenfassung und Mitglied:

Dr. Varda Hasselmann


Impressum:**Redaktion:**

Sabine Mennella

Lektorat:

Barbara Klingan

Layout:

Ninon Seydel,
Illustration & Grafikdesign, München

Unterstützt wurde dieses Projekt von
Siglinde Kosina

Druck:

Bavaria Druck GmbH, München

ISBN 978-3-00-038728-9

Bildnachweis:

- Umschlaginnenseite: Prof. Klaus Jacklein
S. 4: Prof. Dr. Christopher Balme
S. 8: © Bibliothèque Nationale de France
S. 9: Konferenzteilnehmer der Research
Group, Kingship and Religion in Tibet, LMU
S.10 - S.13: Prof. Dr. Katharina Rennhak
S.15: © www.NEWS.CN
S.18: © Hogaku Kyokai Zasshi 23 (1910)
S.19: © Juristische Fakultät Tokio
S.21: © Juristische Fakultät Tokio
S.22: allgemein, Franz Gustav Kollmann
S.26: allgemein, Hanfstaengl, 1826
S.27: Prof. Dr. Klaus Schönitzer
S.28: DBP, Humboldt-Universität zu Berlin
S.29: © Technion – Israel Institute of
Technology
S.30: Dr. Heidi Escher-Vetter
S.31: Archiv KEG
S.32: J. Walcher
S.33: Dr. Peter-Kristian Escher-Vetter
S.35 - S.37: Fundwerke, F. Klose, 2007
S.37: Roger McLassus, 2006
S.38 - S.43: Prof. Hans Walter Gabler
S.44: Prof. Dr. Peter Neuner
S.45 - S.47: © Lothar Wolleh
S.49: allgemein, Gemälde von Stieler, 1828
S.50: allgemein, J.W. Goethe, 1787
S.51: allgemein, Gemälde von Tischbein, 1787

Wir danken für die freundlichen Abdruck-
genehmigungen. In Ausnahmefällen konnten
Rechtsinhaber nicht eindeutig festgestellt
werden. Wir bitten gegebenenfalls um Nachricht.